

017

Bibliothek  
Tasche Hymen...  
142  
3

# Schlesische Monatshefte





---

INHALT: Stefan Sturm: Der Weidenfluß - Dr. Alfred Bösch:  
Der Marsch nach Böhmen - Dr. Otto Wenzelides: Troppau, die  
deutsche Stadt - Paul Römer: Vom Bergbau in Zuchsmantel -  
Dr. Josef Giernoth: Durch das sudetendeutsche Oderland -  
Hedwig Steiner: Abwärts - Heinz Brauner: Karpatoukraine -  
Theodor Gollnisch: Märzsonne - Berichte

Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Dozent Dr. Ernst Birke, Breslau



## An unsere Leser!

In dem Bestreben, eine leistungsfähige und großzügig ausgestattete Zeitschrift an Stelle einer Reihe kleinerer Zeitschriften zu schaffen, sind wir in der Lage, dank der wohlwollenden Förderung durch den Gauleiter und Oberpräsidenten ab 1. April an Stelle der bisherigen Zeitschriften »Schlesische Monatshefte« und »Schlesien / Volk und Raum« eine neue, bestausgestattete Zeitschrift herauszubringen, die den Titel

# » S C H L E S I E N «

tragen wird. Herausgeber dieser Zeitschrift ist der Landeshauptmann von Schlesien. Sie wird umfassend über das geistige und kulturelle Schaffen, über Landschaft und Volkstum im gesamt-schlesischen Raum berichten. Sie soll mit dazu beitragen, Schlesien im Reich die Achtung und Anerkennung zu verschaffen, die ihm seiner politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Stellung nach zukommt.

Durch die Formatvergrößerung, die reichere Ausstattung und die Wiedergabe von mehrfarbigen Bildern ist eine geringe Preiserhöhung erforderlich geworden. Die Zeitschrift wird in Zukunft 1 RM. monatlich kosten. Wir glauben bestimmt, daß jeder Schlesier für diese Maßnahme Verständnis haben und für seine große Heimatzeitschrift werben und sich einsetzen wird.

**Gauverlag = NS = Schlesien**



# DER WEIDENFLUSS

An dem Weidenfluß lag ein kleines Dorf; die Leute waren sehr arm und lebten davon, daß sie aus den Weidenruten Körbe flochten, die sie an die Stadt verkauften. Die Stadt war ein paar Stunden entfernt; es war ein mühsamer Weg mit den Körben, bis dorthin, aber die Leute beklagten sich nicht, sie waren es nie anders gewohnt gewesen. Im Frühling, wenn die vielen jungen Weidenruten wie lauter goldenes Haar um den Fluß hingen, daß er dalag wie ein riesiges gutmütiges Wollschaf, da schoren sie ihn und ernteten in ganzen Bergen feine biegsamen Ruten, die sie dann im Lauf des Jahres verarbeiteten.

Einmal aber - das ist schon viele hundert Jahre her - kam ein großer Krieg über das Land; der dauerte an die dreißig Jahre. Jahr für Jahr sahen die Leute im Dorf seinen blutroten Schein am Himmel, die Landsknechte zogen raubend und plündernd durch das Land, eine Stadt um die andere ging in Flammen auf; in den Dörfern zündeten sie Scheunen und Ställe an, zertrampelten die Felder, jagten das Vieh in alle Winde, und die Bauern selber schlugen sie tot, wenn sie ihr letztes Gut nicht herausgeben wollten. Dann zogen sie weiter; nur der Tod blieb zurück, er saß auf den rauchenden Schutthaufen, starrte die Leichen der Erschlagenen an und zählte, wieviel es waren. Da waren mehr Tote als Lebende im Land. Der Tod war es zufrieden, und indessen raubten und fengten die Landsknechte schon wieder anderswo. Und als der Krieg endlich zu Ende war, da kam die Pest, da kamen Hungersnöte, denn es war kein Brot mehr da und kein Fleisch; da kamen strenge Winter, in denen die Menschen zu Tausenden erfroren und verhungerten.

Und da kam auch jener Frühling, wo sie in unserem Dörfchen am Weidenfluß nichts mehr hatten, womit sie ihren Hunger hätten stillen können. Der letzte Winter war so hart gewesen, daß sie die letzte Kuh hatten schlachten und das letzte bißchen Saatkorn zu Brot verbacken mußten, um nicht zu verhungern. Nun aber war nichts mehr da, kein Korn, das sie hätten in die Erde säen können, und keine Kuh, die sie auf die frisch grünenden Weiden hätten treiben können. Freilich, der Weidenfluß trug sein Wollhaar wie in jedem Frühling, - aber wo einmal die Stadt gewesen war, da war jetzt nichts als ein riesiger Schutthaufen; nur von der großen Kirche starrten noch ein paar Mauern hohläugig und rauchgeschwärzt in den Himmel hinauf, das war alles. Kein Mensch war mehr da; sie waren erschlagen, verbrannt, verhungert, oder irgendwohin geflohen...

Nun endlich wanderte der Tod auch zu dem kleinen Dorf am Weidenfluß, das er bisher nicht besucht hatte, weil es so arm war wie kein anderes in der Welt; er setzte sich auf einen Hügel und sah zu, wie die Leute ihre Kammern immer wieder noch einmal nach etwas Eßbarem absuchten, aber vergeblich; er befah sich ihre bleichen, abgezehnten Gesichter, ihre ausgemergelten Körper, die sich kaum noch aufrecht erhalten konnten, und nickte vor sich hin.

Aber am traurigsten war es mit den Müttern, die ihre kleinen Kinder im Arm hielten und zuhören mußten, wie sie vor Hunger weinten, und ihnen nichts geben konnten.

Sie standen am Weidenfluß und warteten stumm, daß sich Gott ihrer vielleicht doch noch erbarme; aber er tat es nicht. Jeden Tag starb ein Kind, eine Frau, ein Mann; der Hunger warf sie um, und der Tod saß auf seinem Hügel und zählte sie; es waren ihm noch nicht genug.

Da wankten an einem Morgen die Mütter mit ihren kleinen Kindern zum Weidenfluß hinaus. Mit ihrer letzten Kraft schnitten sie sich Weidenruten und flochten kleine Körbe daraus. Sie verklebten sie mit Wachs, und rupften Gras aus und füllten die Körbe damit; und dann drückten sie ihre Kinder noch ein letztes Mal an die Brust und legten sie in die Körbchen. Dann setzten sie sie auf den Fluß hinaus, und der Fluß nahm sie auf den Rücken und trug sie mit seiner gelinden Strömung davon.

Die Mütter standen am Ufer und sahen ihnen nach, wie sie davonzogen; wie eine kleine Flotte von Schiffen schwammen sie davon, und schwammen weiter und wurden immer kleiner, die geliebte Fracht, und waren zuletzt nicht mehr zu erkennen. Und die Mütter standen noch immer und schauten ihnen nach, und sie waren so starr vor Schmerz, daß nicht einmal eine Träne aus ihren Augen rinnen konnte.

Der Tod sah, was die Mütter getan hatten, aber er lächelte nur, denn er dachte, daß es ihnen doch nichts helfen würde. Der Fluß aber trug die Körbchen mit den kleinen Kindern davon, immer weiter; er schaukelte sie dabei leise mit fachten Wellen, so daß die Kleinen darüber ihren Hunger vergaßen und einzuschlummern begannen. Er trug sie vorsichtig in seiner Mitte dahin, daß sie ungestört schlafen konnten; nur zuweilen streifte das goldene Rutenhaar einer Weide die kleinen Schiffchen und stäubte fein süßes, duftendes Blütengold auf sie herab, und legte sich wie ein unirdischer Schleier um ihren Schlaf.



Und so trieben sie weiter und weiter, den ganzen Tag; sie schliefen unter den goldenen Blütenschleiern, und der Fluß trug sie behutlos und hurtig und wiegte sie, als seien es seine eigenen Kinder.

Der Abend kam, die Sonne zwinkerte noch einmal zwischen den Uferbäumen hindurch zu den kleinen Körbchen auf dem Fluß, und ging unter. Dann kam die Dämmerung; dann kam ein Wind und wurde immer stärker, aber die Weiden stellten sich schützend vor den Fluß und ließen sich hoch aufplustern wie ein riesiges Geflügel; sie ließen den Wind nicht zu den Körbchen heran. Denn die Kinder schliefen ja.

Dann begann es zu regnen. Nach den ersten Tropfen senkten sich die Zweige auf das Wasser herab, und als die Körbchen unter ihnen dahergeschwommen kamen, senkten sie sich noch tiefer und hielten sie wie mit vorsichtigen Händen an. Und die ganze Nacht hindurch, indes der Regen auf das Land niederging, ruhten die kleinen Körbe unter dem schützenden Fittich der Weiden wie unter einem dichten, gewölbten Dach, und kein einziger Tropfen kam zu den Kindern herunter. Sie schliefen immer noch, denn der süße, schwere Duft der Weidenblüten hatte sie müde gemacht.

Gegen Morgen hörte der Regen auf, die Sonne glänzte auf die Zweige und trocknete sie. Da hoben sie sich fachte wieder auf und ließen die kleinen Körbchen frei, und der Fluß umspülte sie mit lustigen Wellchen, als freue er sich, daß er sie nun weitertragen dürfe. Er trug sie auf seiner klaren, grünen Flut durch den regenfrischen Morgen, die Sonne lachte hell in dem jungen Haar der Weiden, und manchmal plusterte ein leiser Wind durch das Blütengezweig; dann schwebte ein feines, goldgelbes Gewölk über den Fluß hinweg. Jetzt aber wachten die kleinen Menschlein in ihren Körben auf, eins nach dem andern, denn unter der Morgenfrische war der Hunger wieder mit aller Macht über sie gekommen, und der schönste Schlaf brachte ihn nicht mehr fort.

Sie lagen in der Tiefe ihrer kleinen Gefährte und sahen den hellen blauen Himmel über sich, und ab und zu beugte sich eine Weidenkrone über sie und blickte zu ihnen hinein; aber niemand brachte ihnen etwas zu essen. Da begannen sie zu weinen und schrien mit ihren schwachen Stimmchen, und zuletzt scholl es wie ein leiser, verworrener Chor über den einsamen Fluß, aber niemand hörte ihn, der Wind verwehte die Stimmen, die Weiden rauschten und flüsterten es sich zu; aber sie konnten den Kindern nicht helfen. Auch der Fluß hörte es; er wurde traurig über ihrem Weinen, er schaukelte sie leise und versuchte sie zu trösten; aber auch er wußte nicht, wie er ihren Hunger stillen sollte. - -

So trieben sie den ganzen Tag, und immer klang der kleine Chor der Hungrigen über den Fluß; manchmal verstummte eins vor Erschöpfung, dann fiel ein anderes Stimmchen wieder

dafür ein; die Weiden ließen betrübt ihre Zweige niederhängen und schütteten viel Blütengold auf die Körbchen; aber die Kinder wurden nicht satt davon.

Da geschah es gegen Abend, daß jemand ihr Weinen hörte. Eine Frau stand am Ufer des Flusses, eine junge Bauernfrau; die hörte auf einmal Kinderweinen den Fluß herunterkommen - da begann sie am ganzen Leibe zu zittern, sie beugte sich weit vor, um zu sehen, was da den Fluß herunterkäme, und ob es wirklich kleine Kinder seien, die da wimmerten...

Zur gleichen Zeit begannen weiter hinten auf der Waldlichtung eine Anzahl Kühe zu brüllen, die gemolken werden wollten, sie brüllten mit dunklen, vollen Tönen gutmütig in den Abend hinein, weil sie ja wußten, daß die Frau kommen und melken würde...

Die aber stand und spähte nur reglos auf den Fluß hinaus; sie bog das Weidengezweig auseinander, um besser sehen zu können, und horchte. Da hörte sie das Weinen der Kinder immer deutlicher; der Fluß brachte es langsam herab. Er floß hier schon gemächlicher durch das flache Waldland, er hatte es nicht mehr eilig, er floß im breiten, flachen Bett dahin.

Warum aber die Frau so glücklich und vor Seligkeit ganz verwirrt wurde, als sie das Kinderweinen auf dem Fluß hörte? Ach, das ist schnell zu sagen.

Nicht weit entfernt, ein Stückchen den Fluß hinauf, hatte ja vor kurzem auch noch ein Dorf gestanden, ein Dorf mit einer Anzahl von Gehöften, mit einer Herde Kühen - bis eines Tages die plündernden Horden auch hierher gefunden hatten. Alles war in Brand und Tod untergegangen, die Kinder und die Frauen, und auch die Männer, die das Dorf hatten schützen wollen. Und auch der Mann und die kleinen Kinder dieser Frau waren dabei gewesen... Nur die Frau war davongekommen, die Frau mit der Herde, die sie im letzten Augenblick in den Wald getrieben hatte.

In der Nacht sah sie den blutigen Schein, und sie dachte an ihre Kinder und an ihren Mann, und sie schrie. Im ersten Morgengrauen lief sie zum Dorf, aber sie fand nur noch schwelende Schutthaufen; es war keiner mehr da - keiner von den Ihren, aber auch keiner von den andern, der sie hätte töten können...

Nur die Kühe waren noch da; sie schrien nach ihr, sie brauchten sie, denn sie wollten gemolken werden. Und die Frau ging zu den Kühen und dachte, daß alles vorbei sei, und sie molk die Kühe und lebte zwischen ihnen, auf der Lichtung, die sich vom Fluß in den Wald hineinzog.

Sie hatte kein Kind mehr, das sie hätte stillen können, nichts hatte sie, nur die Kühe sahen sie an mit ihren guten Augen und rieben das Maul an ihr. Manchmal ging sie an den Fluß und sah zu, wie er vorüberfloß, wie er von irgendwoher kam und irgendwohin ging. - -



Und da hörte sie nun an einem Abend, daß auf dem Flusse Kinder weinten.

Und endlich sah sie die kleinen Körbe herangeschwommen kommen; sie sah hier und da ein rosiges Händchen sich aus der Tiefe hochrecken, sie sah es, das Herz schlug ihr wie wild, sie raffte den Rock auf und watete ins Wasser - aber die Körbe schwammen weit draußen vorbei, wo es tief war, sie kam nicht zu ihnen hin. Sie watete wieder hinaus, lief draußen am Ufer entlang, keuchend, sehr schnell lief sie; sie hörte die Kühe brüllen, aber sie nichte nur flüchtig zu ihnen hinüber; weiter lief sie, ein paar Steinwürfe weiter unten hielt sie an, sie brach einen langen Zweig aus den Weiden und watete in den Fluß hinaus. Sie sah, wie die Körbchen langsam herangeschwommen kamen, sie hörte, wie die Kinder weinten und wimmerten, sie flüsterte: »Ja doch, ja, ja . . .« und hatte den langen Zweig in der Hand und stand im Wasser und wartete mit zitternden Händen. Und als nun das erste Körbchen herankam, fischte sie es mit dem langen Zweig zu sich her und hielt es dann mit der Hand und schaute schnell hinein, und bebte, es lag ein Kind darin - - und da kam schon ein zweites Körbchen, sie fischte es heran, und so eins nach dem andern, sie hielt sie zuletzt mit ihrem Zweig in einer Reihe quer über dem Fluß, als hüte sie eine Schar Gänse; das Wasser floß leicht unter ihnen fort, wie in Freude darüber, daß seine kostbare Fracht nun geborgen sei.

Die Frau wartete noch, ob vielleicht noch ein Nachzügler käme, und als wirklich noch ein Körbchen angeschwommen kam, schrie sie vor Freude auf, als könnten es gar nicht genug sein; sie stand im Wasser und sah auf die Körbchen nieder und lächelte und hörte auf das leise Schreien und Wimmern wie auf einen sehr schönen Gesang. Nun wurde es dunkler, die Sonne warf ein paar letzte rostgelbe Strahlen flach über die Wasserfläche; darin erschienen die Körbchen wie aus Gold; dann wurde es schnell dunkel.

Die Frau schob die kleinen Schiffchen vorsichtig zum Ufer hinüber, dann trug sie eins nach dem andern hinaus und legte sie ins Gras. Sie lief zu den Kühen, molk sie eilende, und kam mit warmer, schäumender Milch zurück. Sie gab den Kindern zu trinken, einem nach dem andern; dann bettete sie sie in das Gras, das von der Sonne noch warm war.

Als sie alle satt gemacht hatte, saß sie still zwischen ihnen und lauschte auf ihren Atem, der ruhig und zufrieden aus dem Grate stieg.

Der Mond hing golden über dem Fluß.

Die Kühe kamen leise herübergetrottet, standen mit witternden Nüstern bei den kleinen Schläfern und legten sich dann im Kreis um die Frau und die Kinder zur Ruhe nieder. Der warme Dunst ihrer Leiber breitete sich wie eine Decke über die Schlafenden, sie schliefen satt und müde von Milch.

Die Frau saß noch da; sie hatte sich das Kleinste an die Brust gelegt und es gestillt, nun schlief es längst. Aber die Frau hielt immer noch ganz still, als könne es geweckt werden, wenn sie sich rühre. Und so saß sie die ganze Nacht und wandte nur ab und zu den Kopf leise und sah zu den Kindern hin, die unter dem milden Licht des Mondes friedlich schliefen, und sie dachte immerzu, daß es doch nur ein Traum sein könne.

Aber es war kein Traum.

Das ist die Geschichte vom Weidenfluß. Ach, wieviel wäre jetzt noch zu erzählen! Wie die Frau die Kinder aufgezogen hat . . . Wie sie eines Tages noch ein paar volle Halme auf dem Felde fand und neues Saatkorn daraus zog . . . Wie die Kinder Jahr um Jahr größer wurden, und wie nun auch die Kleinsten schon sprechen gelernt hatten . . . Wie sie die gute Frau alle Mutter nannten. Wie sie ihr dann schon bei der Arbeit halfen. Wie die Jungen die Kühe hüteten oder das Feld umgruben und Korn darein säten, und wie die Mädchen die Kühe melkten . . .

Und wie zuletzt die Kinder dann erwachsen waren und nun Mann und Frau wurden, und endlich schon selber Kinder bekamen. Und wie da also mitten im Wald ein ganzes Dorf entstand - das Dorf der Kinder, die der Weidenfluß einmal, nach dem großen, furchtbaren Krieg, aus einem todgemeihten Dorf fortgetragen hatte und denen er so unverhoffte Rettung gebracht hatte.

Ja, und einmal rief die Frau alle zusammen; sie zeigte ihnen die kleinen, vergilbten Weidenkörbchen, die sie einmal hierher getragen hatten, und sie erzählte ihnen die ganze Geschichte. Da wunderten sich alle sehr und schüttelten die Köpfe und wußten lange nicht, was sie dazu sagen sollten. Zu guter Letzt aber packten sie all die kleinen Körbchen voll Brot und Fleisch und Butter und Käse und zogen den Weidenfluß hinauf, um das Dorf ihrer Eltern zu finden.

Am zweiten Tage gegen Abend kamen sie hin, aber sie fanden nur noch eine einzige, uralte Frau, die die schwere Zeit überlebt hatte. Die erkannte jeden einzelnen von ihnen an der Ähnlichkeit, die er mit seinen Eltern hatte, und sie nannte jeden von ihnen mit dem Namen seiner Eltern. Sie erzählte ihnen auch, wie sie vor vielen Jahren, in den Todestagen, ihr wertvollstes Gut dem Weidenfluß anvertraut hatten, ehe der Tod das Dorf erwürgte. Aber als die Weißhaarige das erzählt hatte, schloß sie die Augen und war nicht mehr zu erwecken. Da begruben sie sie still; die Weidenkörbchen aber, mit allem, was darin war, trugen sie zum Weidenfluß, setzten sie auf ihm aus und fahen zu, wie sie davonschwammen, und sie baten, daß der Weidenfluß sie jemandem bringen möge, der ihrer bedurfte. Und sie standen lange und waren ganz still vor Dankbarkeit.

Stefan S t u r m.



# DER MARSCH NACH BÖHMEN

VON ALFRED BÖNSCH

## I.

Es gab in jenen ewig denkwürdigen Tagen noch ein paar alte Leute im Dorfe, die in ihrem langen Leben schon einmal einen Marsch nach Böhmen erlebt hatten. Das lag nun allerdings zweiundsiebzig und ein viertel Jahr zurück, und das Dorf sah damals noch ganz anders aus. Die Welt hatte sich seitdem auf eine ungeheuerliche und nicht ohne weiteres begreifliche Weise verändert. Die Bauern hatten die Flegel an die Tennenwand gehängt und große Dreschkästen aufgestellt, sie hatten die Schrauben von den Dächern genommen und rotes Flachwerk an die Latten gelegt, sie hatten Eisenbahn- und Straßenbau und vieles außerdem erlebt, und eines Tages war der letzte Dörfler zum letztenmal die zehn Meilen nach Breslau gewandert und auf die gleiche Art zurückgekehrt. Viele Gewerbe waren ausgestorben, sehr viele neue aufgekomen. Streufandkärner und Schweinetreiber hatten diese Welt verlassen, neues Volk hatte sich breitgemacht, noch immer aber war der alte Kampf im Gange. Der Kampf um Liebe, Brot und Geld. Und im großen der Kampf um Deutschlands Einheit.

Das Jahr achtzehnhundertundsechszig lag in einer Zeit, in der man sich nicht scheute, kleine Mädchen auf so wunderliche und hausbackene Namen wie Otilie, Pauline oder Karoline zu taufen. Uns Nachfahren will es scheinen, als paßten diese altmodischen Namen nur zu den gebückten Mütterchen, die noch jetzt damit herumschlürfen, und wir bringen manchmal nicht genügend Phantasie auf, um uns eine vierundachtzigjährige Pauline als ein zwölfjähriges Milch- und Blutgesicht vorzustellen, das einmal mit der ganzen Klasse aus dem Schulhaus stürmte, weil ein Haufe buntes Kriegsvolk aufgetaucht.

Auf stolzen Pferden kamen sie die Straße des stillen Dörfchens herauf, Husaren über Husaren, ein jeder wie ein Halbgott, frisch und stramm zu Rosse, ein überwältigendes Bild. Von der Pelzmütze baumelte der Kolpak, die schnurbefetzte Attila leuchtete im Junifonnenschein, und auf der Hofe lief der Schoitafsch abwärts, um sich noch einmal am Stiefelschaffe kunstvoll zu verschnörkeln. Die Jungen und die Alten strömten herbei und schauten diese göttliche Reiterei. Vor dem Gast-

haufe auf dem Kirchplatze hielt die Schwadron, die Reiter saßen ab und tränkten ihre Tiere, dann zogen sie weiter zum Dorfe hinaus den Bergen zu. Sie hinterließen einen gewaltigen Eindruck.

## II.

So also kam der Krieg. Die Husaren ritten die Bergpässe hinauf, um jenseits der böhmischen Grenze hinabzusteigen. Monatlang hatte das Kriegsschwert über dem Volke gehangen. Jetzt zuckte es und schlug herunter. Bismarck wollte es so. Er hatte die Order ertrotzt:

Es geht um die Einheit von Deutschland! Ein Volk in einem Reich!

Die Sache Preußens muß die Sache Deutschlands werden!

## III.

Darum wirbelten die Hufe der Husarengäule den dichten Staub der Lamperswalder Straße auf, darum tanzten die Sonnenstrahlen auf den blanken Karabinerläufen.

Als die roten Reiter fortgeritten waren, riegelten die Alten unter eifrigem Geschwätz die Halbtüren hinter sich ein, eine Herde Kinder trabte mit dem bunten Kriegsvolk noch ein Stück des Weges, in der Friedhofstüre aber stand des Küsters Edewart und winkte mit dem Kirchturmschlüssel verstoßen der kleinen Pauline. Er sollte in einigen Minuten den Mittag läuten, doch jetzt schlichen die beiden die wurmzernagte Leitertreppe hinan bis in die Glockenstube. Vom Turmfenster aus sahen sie den ziehenden Husaren nach. Die ganze Eskadron kroch einer Raupe gleich die Kirschallee entlang und rührte eben an den Hellerbusch ... ein traumhaft schönes Bild, so schön, daß die Kinder das Gefühl für die Zeit verloren und Edewart seinen Arm leise um die Freundin schlang und überirdisch glücklich war. Aber plötzlich schwang die große Glocke, der Klöppel dröhnte gegen den ehernen Rock, die Luft wogte, die beiden erschrakten zu Tode, Edewart zog die Uhr und sah, daß er das Läuten um eine Viertelstunde versäumt hatte. Da hasteten sie hinab - und unten zog der alte Küster selbst am Strange und sah den beiden Träumern bitterböse entgegen - dort oben hatten Kinder nichts zu suchen.



Küsters Edewart war damals fünfzehn Jahre alt, Pauline zwölf. Sie sahen vom deutschen Kriege nur die Husaren und einige Tage danach einen Haufen Kürassiere, die mit klirrendem Pallasch und wehender Lanzenfahne vorübersprengten. Sieben Jahre nach dem Kriege wurden sie ein Paar. Ihre Kinder zogen in den Weltkrieg. Das Reich ward ärmer denn je. Großdeutschland ein Traum - den Enkeln erst war es verliehen, die Einigung tätigt mitzuerleben.

Als blutjunges Ding hatte Großmutter Pauline die preußischen Husaren und Kürassiere in Lamperswalde gesehen. Als greife Witwe sah sie noch die Enkel in der neuen Uniform durch Lamperswalde ziehen. Am Anfang wie am Ende ihres langen Lebens ging es wider Böhmen - wie anders aber war das Bild.

#### IV.

Septembersonne über Schlesiens Kartoffeläckern. Altweiberfäden an den Schlehenhecken und den Ginstersträuchern. Fliegerlärm am blauen Himmel. Dröhnen und Rattern auf nächtlicher Straße. Die Riesenaurier der Urzeit waren in den neuen Kriegsmaschinen wiederauferstanden.

Leuchtender Herbst und bleierne Ungewißheit. So marschierten sie durch die schlesischen Dörfer, begegneten ernsten, gefassten Gesichtern und fragenden Blicken und wußten nicht, was morgen würde. So marschierten sie nach einem Plane, den sie nicht durchschauten. Des Abends sanken sie todmüde auf das Lagerstroh. Keiner zweifelte, daß die deutsche Flagge siegreich bleiben, aber keiner wußte, ob sie nicht mit seinem Blut getränkt sein würde. So erlebten sie, was Schicksal heißt. Das Schicksal zwingt zur inneren Entscheidung. Es macht aus dem Menschen einen Kerl, der sich selbst entwächst und in dem großen Spiele durch den Einsatz seines Lebens frei wird - oder einen krummen Hund, der scheuen Auges dem Unausweichlichen entgegengerzert wird.

Sie zogen kreuz und quer durchs Land, kampierten im gilbenden Grase, hielten auf Waldwegen Rast, rauchten schweigend in rätselhafte Luft und marschierten weiter auf die blauen, rätselhaften Berge zu. Je näher sie aber der Grenze kamen, desto zuversichtlicher ward die Bevölkerung, die sie mit leuchtendem Auge begrüßte. Meist lagen die Truppen auf Stroh in den Schulen, doch wo Soldaten sich einzeln auf Gassen und Stegen zeigten, da drängten sich die Einwohner um sie und boten ihnen ihre Stuben und Betten an.

#### V.

In den Städten und Dörfern an der südöstlichen Grenze des schlesischen Landes sahen viele der jungen Soldaten zum ersten Male Menschen jenes Landes, das um seine Freiheit kämpfte. Als gehegte Flüchtlinge waren sie in Nacht und Grauen über die rettende Grenze geschlichen und hatten diesseits des tschechischen Schlagbaumes offene Arme und Unter-

schluß gefunden. Die Begegnung mit den Flüchtlingen aber wirkte einzigartig auf die Jungen im Stahlhelm.

Meine Lieben - schrieb der Enkel der alten Pauline nach Hause, seit ich die ersten Flüchtlinge gesehen, ist alle Sorge um mein eigenes Geschick wie lose Spreu von mir gewichen. Im Angesichte eines solchen Elends bin ich mir selbst fast gleichgültig geworden. Ich weiß jetzt so klar wie nie zuvor, daß alles, alles, was wir tun müssen, recht und notwendig ist. - Am Montag in der Frühe kamen die ersten Flüchtlinge hier an. Zwei arme Frauen. Die eine hatte zwei Kinder von zwei und drei Jahren auf den Armen, die andere schob einen alten Kinderwagen mit einem kleinen Kinde darin, und an ihrer Schürze hingen zwei Buben von vielleicht fünf und sechs Jahren. Beide trugen auf dem Rücken einen kleinen Rucksack mit den letzten Habseligkeiten. Die Kinder weinten. So kamen sie an. Ihre Männer verhaftet, ihre Häuschen in Brand gesteckt. . . Seitdem habe ich mindestens fünfhundert Flüchtlinge gesehen. Immer daselbe Bild. Wenn sie uns Soldaten erblickten, grüßen sie von großer Weite, dann schütteln sie uns die Hände und freuen sich unter Tränen, daß wir da sind. . . Es kommen aber auch Tschechen herüber, Soldaten mit Lastwagen voll Munition stellen sich der Gendarmerie. Die Stadt gleicht einem Heerlager. - Macht euch keine Sorgen um mich. Ich bin wohl auf und hoffe, daß wir uns bald wiedersehen, es ist das einzige, was ich tun kann. -

#### VI.

Nicht allzu viele von den jungen Soldaten kannten das Sudetenland. Wenige waren auf der Südseite der Berge gewesen, in deren Tälern die bunten, sauberen Holzhäuser der Sudetendeutschen lagen. Diese Häuser waren so sauber gestrichen, daß sie unbefangenen Fremden nimmermehr als das erschienen wären, was sie wirklich waren - glänzende Hüllen unbeschreiblicher Not. Wenige von den jungen Soldaten kannten die deutsche Jugend jenseits der Grenzen, deren Intelligenz der fremde Staat nicht brauchte, diese Jugend, die nicht sterben wollte und nicht leben konnte, weil der Aufstieg überall versperrt war. Wenige konnten mit eigenen Augen verfolgen, wie dieser unförmige, mißratene tschecho-slowakische Bovist dem Platzen entgegenreifte. Nur einige hatten schon früher mit Männern von drüben gesprochen, die seit Jahr und Tag vom Ausgraben der Grenzsteine träumten - wie etwa der alte Kasper aus dem Braunauer Ländchen, der verbittert hinter dem Ofen saß und auf die waldigen Berge starrte, hinter denen Schlesien lag. Er schmauchte einen starken Tobak aus einer ellenlangen Großvaterpfeife und spuckte ab und zu in einen kleinen Holzkasten, in dem sämliche Streichhölzer lagen, die er seit einem Jahrzehnt zum Anzünden der Pfeife gebraucht. Und wenn er ausgespuckt hatte und die Gelegenheit günstig war, dann meinte er mit seiner brüchigen Stimme:



»Wenn es einmal heißt, die Grenze wird verrückt, dann geh' ich sofort mit raus - die Hacke habe ich mir schon zurechtgelegt.«

Aber früher mußte man immer glauben, daß niemand die Grenzsteine ausgraben könne, ohne einen blutigen Krieg heraufzubeschwören. Und wollte denn der alte Kasper einen Krieg? Nein, er wollte keinen Krieg. Auch die anderen wollten keinen Krieg. Aber sie wollten ihr Recht. Und wenn sie dieses Recht nur durch die Waffen kriegen konnten, dann mußten die Waffen wohl eben sprechen. Wer die Sache will, muß auch die Mittel wollen.

Oder konnte man hoffen, diesen Giftpilz, der an seiner inneren Unmöglichkeit krankte, so geschickt aufzuschneiden, daß das schlimmste Unheil ausblieb? Niemand konnte das im Ernst, niemand konnte diese Lösung ahnen, die ans Wunderbare grenzte.

#### VII.

Die Nacht von München brachte diese Lösung, die wie ein Wunder erschien, weil sie von der Vernunft diktiert war, die in den Beziehungen der Völker so überaus selten auftritt. ... Ein ungeheurer Druck ward von der Welt genommen, eine ins Unerträgliche gewachsene Spannung löste sich in neue Lebensfreude auf, und alle Dinge, die vor der Sorge um das eigene Leben und das Leben der Nächsten in dämmernde Schatten verblaßt waren, nahmen wieder die alte Schwere an. Die Truppen, die an der schlesischen Grenze bei Leobschütz lagen, wußten nun, daß ihre Kugeln im Rohre bleiben würden. Sie gingen an einem blißblanken, frischgebauten Zollhaus auf und ab und sahen in hundert Schritt Entfernung die tschechischen Soldaten mit geschultertem Gewehr - aber man hatte beschlossen, sich nicht mehr zu beschießen. Eine Woche sollte bis zum Einmarsch verstreichen. Jeden Tag kamen die Einwohner aus den deutschen Grenzdörfern daher und probierten, wie sie den Schlagbaum ausheben würden. Und von drüben kamen auch schon die ersten Männer herüber, Leute vom Grenzschutz, die wochenlang verfroren und stoppelbärtig im Walde gelegen hatten. Sie hatten sich alte Kriegstahlhelme aufgestülpt und kriegsgraue Uniformen angezogen und waren in die Forsten entwichen, um nicht zum Kriegsdienst unter fremder Flagge gepreßt zu werden. Und jetzt stiefelten sie freudetrunken daher, fielen den Deutschen von diesseits in die Arme und ließen sich einen heißen Grog geben und erzählten von ihren Strapazen. Das erste Wiedersehen ...

#### VIII.

Und dann schrieb man den 6. Oktober. Die Sonne stieg warm und heiter an einem wolkenlosen Himmel auf, die Berge lagen in strahlender Klarheit, im Talgrunde flammten die Linden, der Ahorn streute vergilbtes Laub, korallenrote

Vogelbeeren leuchteten aus den Büschen - ein über alle Maßen schöner Tag brach an, für hunderte und tausende der schönste Tag des Lebens.

Um acht Uhr früh hob man den Schlagbaum aus den Ängeln. Man hatte ihn mit Fahnen und Tannengrün geschmückt. Dann überschritten die Quartiermacher die Grenze. Dreißig junge deutsche Soldaten. Sie stiegen auf ihre Räder und wollten losfahren. Aber man hielt sie an. Hunderte, Tausende von Sudetendeutschen stellten sich ihnen in den Weg, diese Menschen waren von einer Freude erfaßt, die sich nicht in Worte bringen läßt. Sie hatten ihren besten Sonntagsstaat angelegt, sie waren von weither gekommen, sie jubelten den deutschen Soldaten zu, sie umarmten sich, sie weinten und lachten in einem, die alten Frauen schluchzten, die Männer fielen den Quartiermachern um den Hals - von den Mädchen ganz zu schweigen.

Sie standen am Dorfeingang und warteten auf die deutschen Soldaten. Und als die Quartiermacher anradelten, brachen sie in einen Freudentaumel aus, der allen, die ihn miterleben durften, unvergesslich bleiben wird. Und dann mußten die Quartiermacher wieder absteigen, sie wurden umringt und mit Blumen überschüttet, man reichte ihnen Schokolade, Kekse, belegte Brötchen, Würstchen und Bier - alles, was sie aufzutreiben vermochten. Und wiederum Tränen einer unbeschreiblichen Freude, Tränen aus bärtigen Gesichtern, Händedruck und Küsse. Mädchen in festlicher Kleidung, blanke Augen und Blumen über Blumen, Ästern und Dahlien, Rosen und alles, was die herbstlichen Gärten hergaben.

Eine Stunde nach den Quartiermachern überschritten die Truppen die gefallene Grenze. Und wieder das gleiche Bild. Übersäumendes Glück, für das alle Worte zu armselig sind. Alle Glocken läuteten, die Feuerwehrlaute in Paradeuniform, weiße Handschuhe, funkelnde Messinghelme, Fahnen und Wimpel. Die Schulen geschlossen, die Jungen und Alten im besten Staat - so erlebten sie die Wiedervereinigung mit dem Reiche nach zweihundert Jahren der Trennung.

#### IX.

Am ersten Tage marschierten die deutschen Truppen bis nach Freivaldau. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Die Tschechen hatten sich erst vor fünf Stunden zurückgezogen, dann schmückten die Einwohner in aller Eile die Stadt, und als die Soldaten einmarschierten, läuteten wieder die Glocken, die Sirenen heulten, die Kinder jubelten und rissen den marschierenden Soldaten die Gewehre und Stahlhelme aus den Armen und baten, sie tragen zu dürfen, und dann trabten sie voll Stolz nebenher und ließen die Augen leuchten. Und die Einwohner rissen sich um die Soldaten - jeder wollte einen in seiner Wohnung unterbringen, jeder bot ein Quartier



an, sie luden sie zum Essen ein, drei Tage lang blieben die Geschäfte geschlossen, drei Tage nichts als Feiertage - was für Feiertage! Sie werden nach Jahrhunderten noch unvergessen sein.

Immer neue Freude - da lief ein Zug mit Geiseln ein. Vor dem zerstörten Bahnhof hielt die Lokomotive prustend an, die Türen knallten auf und sudetendeutsche Männer quollen aus den Abteilen - als Geiseln verhaftet und ins innere Mähren verschleppt, drei Wochen alte Bärte, leidezerrte Gesichter, aber jetzt vor Freude strahlend. Weitere Trupps verpöngter Geiseln kamen zu Fuß an - sie hatten sich durchgefochten bis ins deutsche Grenzgebiet, waren hier und da ein Stück auf deutschen Wagen mitgefahren und hatten dann weiter geabenteueret ... jetzt war alles gut.

Dann zogen die Menschen hinaus auf die Landstraßen und übermalten die fremden Wörter auf Schildern und Tafeln. Die Soldaten gruben einen tschechischen Meilenstein aus und luden ihn als Trophäe auf den Lastwagen und schickten ihn nach dem alten Schlesien.

#### X.

Das Glück der Vereinigung entsprach der Schwere der Trennungszeit. Zweihundert Jahre hatte eine unglückselige Grenze zwischen Menschen gelegen, die deselben Blutes waren. Nun fahen sie sich wieder wie zwei Brüder, die lange, lange unter anderen Verhältnissen gelebt und einiges von den verschiedenartigen Einflüssen angenommen hatten, ohne daß sie jemals ihren Charakter verleugnet hätten. Kleine, reizvolle Verschiedenheiten und gewaltige Gemeinsamkeiten - so erlebten sich die Schlesier diesseits und jenseits der Sudeten.

Ein lebenswertes Land - Nordmähren, Ostböhmen. Zwei Jahrhunderte hindurch hatten seine Bewohner den Blick gen Wien gerichtet. Das Rad der Kulturgeschichte schien sich hier ein wenig langsamer gedreht zu haben. Noch überwogen die alten Hausformen, und zwischen Land und Stadt bestand ein inniges Verhältnis glücklicher Ergänzung. Nichts von krankhaft überheßter Verstärkung. Uralte Gemütswerte waren erhalten geblieben - in der Dämmerungstunde radelte noch der Laternenanzünder durch die traulichen Gassen und reckte seinen Lichtstock an den Lampenpfählen hinauf. Der Gemeindebote gab das Lokalblatt ab, er stapfte über die Katzenköpfe und rührte das Kalbsfell, und wenn der Trommelwirbel genug neugieriges Volk herbeigerufen, las er die neuesten Verordnungen vor, wickelte die Blätter wieder zusammen und ging weiter.

Die Lebensmittelläden hielten ihre Türen bis in späte Stunden offen - die Radfahrer durften es wagen, am Abend freihändig und ohne Licht zu fahren, daran konnte man erkennen, daß man nicht in Preußisch-Schlesien lebte. Aber im übrigen, welche Gemeinsamkeit in der Sprache! Die gleiche Mundart -

und doch ein wenig anders getönt mit jenem Anflug österreichischer Herzlichkeit, die sie noch lebenswerter machte.

In der Kost gab es Unterschiede - selbstverständlich. Diese Südschlesier nahmen kein Abendessen, sondern ein Nachtmahl ein und setzten sich des Nachmittags zur Jause. Sie aßen nicht soviel Kapanna - Kartoffeln - wie die preußischen Schlesier, sie zogen das Getreide vor, es lebe die Mehlspeiß! Sie kannten Kipfeln, Buchteln, Omelettes, Palatschinken, Paprikareis mit Gulasch und vieles mehr, und die deutschen Soldaten mußten überall zu Gäste sein und wurden zum Essen gedrängt, die Einladungen waren so überaus herzlich, daß man sie nicht abschlagen konnte, wiewohl der Magen manchmal nicht recht wußte, was er mit der fremden Kost beginnen sollte. Unter den Getränken hielt der Tee mit Rum die Spitze.

#### XI.

Kleine Verschiedenheiten - große Gemeinsamkeiten.

Diese Südschlesier bauten ihre Felder mit der gleichen Liebe an wie ihre Stammesbrüder im Norden, sie hingen mit der gleichen Zähigkeit an ihrem Boden wie jene und liebten ihn trotz seiner Kargheit. In ihnen steckte viel von der schlesischen Veronnenheit, viel von dem böhmischen Mufikantentum und manches von der gemeinsamen Wanderlust. Sie besaßen die unverwüßliche Lebensnähe des schlesischen Stammes und verstanden es, kräftig die Dinge zu packen, aber das Österreicher-tum hatte ein wenig auf sie abgefärbt: ein Hauch jener herzlichen Lebenswürdigkeit umspielte ihre Mienen, der Hang zu einer ungezwungenen Gefelligkeit, und diese einzigartige Höflichkeit gegenüber dem Leben und den Menschen und allen Erscheinungen, diese Höflichkeit, die in einem anmutigen Lächeln ein Gran von Weltfchmerz, Ironie und verständnisvollem Menschentum enthielt. Sie schienen eine Spur jener ruhigen und freundlichen Zurückhaltung mitbekommen zu haben, die im Angesichte einer ungestümen Dynamik noch ein heiter-schweremütiges Lächeln aufsetzt, weil sie im Schwergewicht des eigenen Wertbewußtseins ruht und aus dem unveräußerlichen Besitze einer lang gepflegten Lebenskultur heraus aus den Schwankungen des Daseins ohne schwächliche Erschütterung widerstehen konnte.

Im ganzen ein unverkennbar schlesisches Volk, bereichert um eine Schattierung gemütvollen Österreicher-tums und dadurch um vieles lebenswerter, ein Stamm aus dem Grenzstreifen, in dem die Ausstrahlungen Wiens und Berlins zusammenfloßen und in geheimer, fruchtbarer Spannung am Wesen eines hervorragenden Menschentumes wirkten. Vorzügliche Gastgeber, die den deutschen Soldaten mit herzlicher Freundlichkeit entgegentraten und auf jede Weise dafür sorgten, daß der Marsch nach Böhmen zu dem wunderbarsten Erlebnis ihrer nordschlesischen Brüder wurde.



# TROPPAU — DIE DEUTSCHE STADT

VON OTTO WENZELIDES

Noch viel zu wenig ist unseren Brüdern und Schwestern im Altreich die ganz besondere Stellung der Stadt Troppau als ein durch Jahrhunderte bewährtes Bollwerk gegen den slavischen Ansturm vom Osten her aufgefallen. Während andere Städte, wie Pilsen und besonders Budweis, bei weit günstigerer Lage dem Deutschtum verlorengegangen sind und nur noch deutsche Minderheiten aufweisen, hat Troppau, auch durch die ganz außergewöhnliche Bedrängung der letzten 20 Jahre nicht zermürbt, durch lange Jahrhunderte seine überwiegend deutsche Mehrheit und seine deutsche Stellung behauptet.

Es war nicht nur dem Slaventum gegenüber standhaft und opferbereit; denn es hat jederzeit über selbstbewußte, auf ihre Freiheit stolze Bürger verfügt, die sich niemals das gefallen lassen wollten, was ihrer Ehre abträglich war. Als sie in der Reformationszeit ein Olmüßer Bischof in ihrer eigenen Pfarrkirche beschimpfte und aufforderte, die Leichen der Protestanten aus den Gräbern zu reißen, vertrieben sie ihn, ungeachtet der Folgen, mit Steinwürfen aus der Stadt. Als sie dieses Schauspiel einige Jahrzehnte später gegen den tatkräftigeren Bischof und späteren Kardinal Franz von Dittrichstein wiederholten, wurde über die Stadt die Reichsacht verhängt. (1603.) Troppau war also früher in der Reichsacht als die freie deutsche Reichsstadt Donauwerth, von der man in der Geschichte lernt. Als Kaiser Rudolf zur Vollstreckung den Troppauern sein Regiment der Geißberger sandte (1607), leisteten sie diesem durch 43 Tage hartnäckigen Widerstand und öffneten ihm dann erst nicht notgedrungen, sondern lügenhaften Versprechungen Glauben schenkend, ihre Tore. Dem großen Wallenstein trotzte Troppau über eine Woche. So ging es bis in unsere Zeit. Als im Jahre 1904 die österreichische Regierung an die deutsche Lehrerbildungsanstalt in Troppau tschechische Gleichklassen setzen und damit der Tschechisierung der allzeit deutschen Stadt Troppau Vorschub leisten wollte, vereitelte die deutsche Bevölkerung Troppaus diese Absichten durch einen machtvollen Aufzug und entschiedenen Einspruch am Geburtstag des Kaisers. So manchen hat dies gerichtliche Verfolgung, einzelnen auch schwere Verwundungen gebracht. Auch die Gewalt-

politik der tschechischen Machthaber in den letzten 20 Jahren konnte das Deutschtum der Stadt Troppau nicht niederbringen. Im Haus- und Grundbesitz traten nur durch offensichtliche Gewalttaten Veränderungen zu ungunsten der Deutschen ein.

Weit größer waren die Verluste, die in dieser Zeit das Schulwesen durch fortwährende Auflösung von Schulklassen und unerhörten Druck auf deutsche Eltern erlitten hat. Troppau war seit jeher eine bedeutende Schulstadt. Was ihr an Industrie fehlte, suchte sie sich durch Bildungsanstalten zu ersetzen. Das Troppauer Gymnasium, dessen Gründung auf Wallenstein zurückgeht, hat so manchen bedeutenden Schüler herangebildet, so den Biologen Gregor Mendel, den Bauernbefreier Hans Kudlich, die Brüder Weiß, von denen der eine ein Sternkundiger, der andere ein Pflanzenforscher von hohem Ruf war, Eduard Gerlich, der am Bau der St.=Gotthardbahn hervorragenden Anteil hat, die Dichter Robert Hohlbaum und Rothacker und viele andere. Die Troppauer Realschule hat in Karl Kinzer, dem Erbauer der ersten Wiener Hochquellenleitung, in dem bekannten Chemiker Josef Habermann und in dem im Betonbau weithin berühmten Rudolf Saliger, ganz hervorragende Menschen in die Welt geschickt. Seinen Ruf als Schulstadt hat Troppau trotz aller Bedrängnis und Quälereien seitens der Tschechen bis in die jüngste Zeit bewahrt. Auch für die Frauenbildung sorgte seit langer Zeit ein eigener Verein, der auch eine hochwertige Schule für Frauenberufe und Frauenbildung ins Leben gerufen hat.

Schon in frühester Zeit hat Troppau am deutschen Geistesleben regen Anteil genommen. Einer der größten Geschichtsschreiber des Mittelalters, Martin Strepus (+1278), von dem das bedeutendste Geschichtswerk dieses Zeitabschnittes »Die Chronik der Päpste und Kaiser« herrührt, war ein Troppauer. Ein Buchmaler von höchstem Ruf war Johann von Troppau, der Schöpfer jenes berühmten Evangelienbuches, das heute noch ein kostbarer Schatz der Wiener Nationalbibliothek ist (1368). Der Arzt Franz Emerich, der im 16. Jahrhundert an der Wiener



Universität als hervorragender Lehrer wirkte, stets seiner Heimat eingedenk blieb und an der Außenwand der Stefanskirche begraben ist, stammt aus Troppau und war hier geboren (+ 1560). Ebenso Amand Polanus, ein bekannter Vertreter der Lehre Kalvins, Professor an der Universität Basel (+ 1610). Der Abt des Mutterklosters der Prämonstratenser Strahow in Prag, Hieronymus Hirnhaim, der Erneuerer seines Ordens (geb. 1670) hat ein überaus verbreitetes und sehr geschätztes Buch »Meditationes« geschrieben, das auf den Index kam, aber trotzdem noch weitere Verbreitung fand. Auch er war ein Troppauer. Der berühmte Frauenarzt und Chirurg Dr. Rudolf Chrobak war im Jahre 1843 in einem Hause am Troppauer Niederring geboren. Johann Nestroy, der bekannte Wiener Poffendichter, war der Sohn eines Rechtsanwaltes aus Komorau, dem Nachbardorf von Troppau. Die Reihe bedeutender Männer der Wissenschaft, die Troppauer waren, kann noch weiter fortgesetzt werden: Der Kunsthistoriker Hubert Janitschek, der Planetenentdecker Johann Palisa, der Naturforscher Adolf Steuer, der Chemiker Richard Zeynek, nicht zuletzt der weithin bekannte Baukünstler Josef Maria Olbrich (Sezession), der Schöpfer der Künstlerkolonie in Darmstadt u. v. a.

Auch in der Wahl ihrer Stadtoberhäupter haben die Troppauer Bürger stets ihr Geschick und ihren Sinn für Freiheit und Volkstum bewiesen. Unererschrockene Männer waren fast alle Bürgermeister der Reformationszeit. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schuf der Bürgermeister Josef Johann Schösler den Stadtpark und zugleich mit dem Geschichtschreiber des Oppolandes Faustin Ens und dem Hauptmann Franz Ritter von Mükusch und Buchberg das Troppauer Gymnasialmuseum, eine Kunstsammlung von unendlich hohem Wert, die von den Tschechen zwar begehrt, aber niemals gefördert, gerade jetzt einer außergewöhnlichen Betreuung würdig wäre. Dr. Emil Rochowanski, der erste völkisch gesinnte Bürgermeister nach dem Ende der liberalen Zeit, hat in innigster Zusammenarbeit mit seinem Stellvertreter Dr. Hermann Krommer, nicht nur das Deutschtum in Troppau gefestigt, sondern auch die Stadt den Erfordernissen der Zeit angepaßt. An ihn erinnert ein Brunnen auf dem nach ihm benannten Platz. Sein Nachfolger war Walter Kudlich, ebenso wie Dr. Krommer ein Neffe des bekannten Bauernbefreiers Hans Kudlich aus dem schlesischen Dorf Lobenstein. Als Obmann des deutschen Schutzvereins »Nordmark« schon in seinem forschenden völkischen Wirken im ganzen Lande bekannt und als Träger eines alten schlesischen Namens hochgeschätzt, leitete Walter Kudlich die Stadt in den schweren Zeiten des Weltkrieges, bis die Tschechen sich in deren Besitz setzten. Seine Nachfolger Ernst Franz und Dr. Just haben die schwere Zeit der Tschechenherrschaft durchhalten müssen; es gebührt ihnen der Dank für ihr wackeres und mannhaftes, aber auch erfolgreiches Eintreten für die Rechte des Deutschtums. Es war keine leichte Aufgabe. Die

neue Zeit brachte wieder eine junge Kraft an die Spitze der Stadt, Dr. Reinhart Kudlich, den Sohn Walter Kudlichs, der die schwere Aufgabe übernimmt, die Stadt Troppau in die neuen Verhältnisse und in das Deutsche Reich hinüberzuleiten, aber auch das Zeug dazu besitzt, diese Aufgabe durchzuführen. Sein Geschlecht ist mit Südschlesien und dessen Hauptstadt innig verbunden.

Troppau ist einer der wenigen Kulturmittelpunkte im ganzen Sudetenland. Seine kulturelle Anziehungskraft wirkt bis tief hinein in das benachbarte Nordmähren und jetzt und auch schon früher hinüber über die alte Reichsgrenze. Während der Tschechenherrschaft war dieses Zusammenwirken mit dem Schlesien im Altreich wesentlich behindert. Die schlesischen Kulturwochen, deren zweite in Troppau stattfand (1926), versuchten mit Erfolg, alle Hemmungen zu überwinden. Vorher aber war der Verkehr und die gegenseitige Beeinflussung innig und wurde mit Bewußtsein und Gefühl gepflegt. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß es in kurzer Zeit wieder so werden wird. Troppau hat außer dem einen, bereits genannten Museum noch zwei andere deutsche Museen geschaffen; es besitzt ein Schauspielhaus, das vielen bedeutenden Männern der Schauspielkunst Schulbühne war, und die größten Tonwerke Richard Wagners glänzend zur Aufführung bringt; die deutsche Bevölkerung Troppaus hat in der Zeit der Tschechenherrschaft diese Kulturstätte mit den größten Opfern halten müssen; es ist ihr gelungen. Troppau besitzt seit langer Zeit ein hervorragendes Musikleben; zu den großen Musik- und Gefangsaufführungen kamen jederzeit die Besucher von weit und breit.

Schon im Mittelalter galt Troppau als die zweite schlesische Stadt gleich nach Breslau. Ihr wirtschaftlicher Einfluß reichte über Oppeln hinaus. Sie war ein Hort des Deutschtums in ganz Oberschlesien. Im Jahre 1742, als durch den Breslauer Frieden gleiches Volkstum getrennt wurde, hat Troppau ohne Schwierigkeiten alle Aufgaben von Breslau für sein nunmehr als »Österreichisch-Schlesien« in der Habsburger Monarchie verbleibendes Gebiet übernommen und klaglos weitergeführt. Es ist die natürliche Hauptstadt im südschlesischen Siedlungsraum und war darauf jederzeit stolz. Kaiser Josef II. hat Schlesien aus Ersparungsrücksichten mit Mähren vereinigt. Das bewährte sich aber nicht. Im Jahre 1848 entstand daher wieder ein selbständiges Schlesien mit Troppau als Hauptstadt, und so blieb das Land, gut und billig verwaltet, bis 1926 die Tschechen, sich um den Einspruch der Bewohner beider Nationalitäten überhaupt nicht kümmernd, Schlesien wieder mit Mähren vereinigt haben, aber nicht aus einer Notwendigkeit der Verwaltung, nur um die deutsche Stadt Troppau empfindlich zu treffen.

Troppau ist aber die natürliche Landeshauptstadt nicht nur für Schlesien, sondern auch für Nordmähren. Es hat unter



der Tschechenherrschaft schon mit Rücksicht auf seine hervorragende Stellung und frei bekannte deutsche Gesinnung wie keine zweite Stadt gelitten. Die Zahl der politischen Prozesse war in Troppau höher als in jeder anderen sudetendeutschen Stadt, die der Maßregelungen und der Schulklaffenperrungen war hier ganz wesentlich bedeutender, als anderwärts. Da Troppau Beamtenstadt ist, bestand auch die willkommene Möglichkeit einer Tschechisierung von dieser Seite her, und davon wurde ausreichend Gebrauch gemacht. Aber die deutsche Bürgerchaft hielt stand. Die am 8. Oktober 1938 in Troppau eingezogene deutsche Wehrmacht hatte den Eindruck, in eine gutdeutsche Stadt zu kommen, nicht nur durch die herzliche Begrüßung der Bevölkerung, sondern auch durch das Bild, das ihr die Stadt selbst bot.

Troppau ist als bewußt deutsche Stadt von den Habsburgern niemals begünstigt worden. Es hat, von den Tschechen besser als von den Deutschen als deutsches Bollwerk im Osten erkannt, deren größte Bedrängung und Bedrückung aushalten müssen. Darum war ihm der 8. Oktober 1938 ein Tag höchsten Glückes.

Daß die Stadt an diesem Tag die deutsche Wehrmacht in Ordnung und vor allem als deutsche Stadt aufnehmen konnte, das ist dem deutschen Denken und dem Selbstgefühl der Troppauer Bürger zu danken. In ihren Schutzeinrichtungen haben sie sich die Mittel geschaffen, um den schweren Kampf mit einem übermächtigen Feind siegreich bestehen zu können; neben dem Kulturverband und der Jugendfürsorge war es der heimische Bund der Deutschen<sup>\*)</sup>, der die Hauptaufgabe hatte, für die deutsche Heimat zu sorgen. Er hatte in Troppau, das zugleich ein Bollwerk gegen die tschechische und polnische Gefahr war und bleiben wird, eine besondere Aufgabe und hat sie getreulich erfüllt. Aber jeder Deutsche Troppaus weiß auch, daß diese Arbeit auch jetzt nicht ruhen darf. Eine gleichartige Einrichtung des Altreiches, der Bund Deutscher Osten, wird das weiter führen, was im Bund der Deutschen begonnen und durch mehr als vier Jahrzehnte zum Segen unseres Volkstums ins Werk gesetzt wurde.

<sup>\*)</sup> Vgl. den Aufsatz über dessen Schutzarbeit in dem soeben erschienenen Jahrgang 11 des Schlesischen Jahrbuches. (Breslau 1939.)

## VOM BERGBAU IN ZUCKMANTEL

V O N P A U L R Ö M E R

In Gegenden mit geringem Bodenwert war meist der Bergmann der erste Siedler. Bald nahm er unter der übrigen Bevölkerung eine Sonderstellung ein, da Grund- und Landesherren ihn oft von weither herbeiriefen, um seine Kunst für ihre Zwecke zu gewinnen; denn damals schürfte man nicht nach Kohle oder Eisen, sondern nach Edelmetallen. Der Bergmann war der erste Industrielle, da er sich immer mit mehreren anderen zu einem Unternehmen zusammenschließen mußte, wenn er einen Erfolg zeitigen wollte. Er war auch der erste Genossenschaftler, denn es beuteten immer vier, acht oder sechzehn Bergleute gemeinsam einen Erzgang aus. Sie nannten sich selbst Gewerke und teilten den Erlös untereinander. Der Gewinnanteil war die Schicht, die sich nach der Länge der Arbeitszeit richtete. Da dem Grundherren gleißendes Gold

als Ertrag vorschwebte, konnte der Bergmann ihm auch gewisse Bedingungen stellen. Dazu gehörte genügend Grund und Boden für Haus und Vieh, Freiheit der Person und des Holzschlages, Zinsfreiheit und der »freie Berg«, d. h. das Recht, überall zu schürfen. Dafür erhielt der Grundherr den Zehnt, »dy czehende moß, hule oder kubel«. So entstanden aus den Bergmannkolonien die freien Bergstädte. Ursprünglich waren also im Bergbau Arbeitgeber und Arbeitnehmer in derselben Person vereinigt. Erst später finden wir neben dem anteilbesitzenden Gewerke die lohnarbeitenden Bergleute.

Für den Anteil an der Zeche kam das böhmische Wort Kukus oder Kuz auf. Im allgemeinen umfaßten die Zechen bis ins 15. Jahrhundert wohl niemals mehr als 32 Kuz<sup>1)</sup>.



Die erste Erwähnung des ober-schlesischen Bergbaues fällt ins 12. Jahrhundert<sup>2)</sup>, Nachrichten über den Goldbergbau im Altvatergebirge finden wir seit dem 13. Jahrhundert. Zuerst lesen wir von den geheimnisvollen Walen (ahd. walah = Fremder, mhd. Walha und Walch = Welsche), die aus Italien und Frankreich einzeln und in Gruppen zu uns kamen und durch die Kunst des Bergspiegels, der Wünschelrute und der rollenden Kugel jede Fundstätte aufstöberten. Ihre schwarze Kunst und die Beschwörungen, lernten sie auf der Zauberschule in Venedig<sup>3)</sup>. Wir lesen auch von Goldwäschereien, die in primitivster Form an den Bachläufen bestanden. So soll der Ort Eule südlich Prag schon im 12. Jahrhundert, vielleicht auch noch eher, aus Ilove (jil = Ton, jilove = Schlammort, jilovec = Goldwäscher) entstanden sein. Wahrscheinlich aber haben schon die Wandalen, Quaden und Markomannen in unserer Gegend genau so wie in Ungarn die Goldwäscherei betrieben.

Im allgemeinen aber stammt der Bergbau vom Harz und vom Rhein. Deutsche Bergleute waren es, die in England, Norwegen ebenso wie in Ungarn und Siebenbürgen arbeiteten. Seit 1185 entsteht die Bergstadt Freiberg in Sachsen, deren Recht wir später überall im Osten wiederfinden. Auf ursprünglich deutsche Bergleute weisen auch viele Entlehnungen der tschechischen und ungarischen Sprache des 15. Jahrhunderts hin, z. B. erckaueri (Erzkäufer), mincmistr (Münzmeister), holl (Halde), istoly (Stollen) u. a. hin<sup>4)</sup>.

Wenn auch Silberbergwerke an der Mies schon vor 1188 erwähnt sind (Cod. Mor. I 290), so hören wir jedoch in unserer Gegend erst im Jahre 1224 etwas vom Bergbau. In diesem Jahre verlangt nämlich der Papst vom Böhmenkönig Ottokar, er möge die Goldgruben, die sein verstorbenen Bruder dem Breslauer Bischof entrissen hat, diesem zurückgeben. Daraus ist zu entnehmen, daß es sich um den Bergbau in Zuckmantel (1263 Cucmantel, Reg. Boh. II 167) handelte und daß dieser schon seit Jahren bestanden haben muß<sup>5)</sup>. Freivaldau (1267 Vriwalde, Schles. Reg. 1276) gehört zu den 65 deutschen Dörfern, die von den Breslauer Bischöfen ohne Einverständnis mit dem Herzog im Bannwalde geschaffen wurden. Es umfaßte 1295 vierzig große Hufen; am 22. Februar 1328 erhält sein Vogt Ludher das Recht, ein Schmiedewerk und einen Ofen zur Herstellung von Eisen zu errichten; am 30. Dezember 1374 erweitert Bischof Pogrell ein älteres Privileg dahin, daß der Vogt die Eisenwerke auf Lebenszeit behält, während sich der Bischof den Zehnt von den Gold- und Silbererzen vorbehält. Die Bergbaufreiheit von Reichenstein, die vorher ein Ritter Heidenricus besaß, wird am 8. Dezember 1273 dem Zisterzienserklöster Kamenz verliehen.

Im Gegensatz dazu erhielt Iglau sein berühmtes Bergrecht im Jahre 1250<sup>6)</sup>; auch die bekannte Bergstadt Kuttenberg wird erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts erwähnt (von mittel-

deutsch kutte = Grube, 1289 in kuttis, 1292 in Kutta, 1329 Bergwerk zu den Kuten). Im Gefenke wird noch für die Bennischer Gegend der Silberbergbau um 1247 bezeugt, bei Römerstadt erinnern Goldwäsch, Bergstadt und Deutsch Eisenberg an die Arbeit des Bergmannes; bei Freudenthal wurde schon 1213 nach Silber gegraben.

Auch die ersten Siedler von Ziegenhals waren Goldwäscher, denn sie zahlten ihren Zins in Gold (Schles. Reg. 1168). Ebenso verdankt Dürr-Kunzendorf dem Goldbergbau sein Entstehen; wir finden heute dort noch die Flurnamen Zeche, Goldbach, Halden, Schachtlöcher<sup>7)</sup>. Ebenso erinnern das Goldloch und die Goldgräben bei Saubsdorf an den Bergbau, der bis 1740 am »gespitzten Berge« betrieben wurde<sup>8)</sup>.

Noch häufigere Anzeichen finden wir in Fluß- und Bachnamen. Wir denken dabei an den Oberlauf der Hozenplotz, der zwischen Zuckmantel und Neustadt OS. Goldbach heißt; in ihm münden der Lauterbach und der Seifen. Den letzteren Namen wies K. Wuttke bekanntlich in dreißig schlesischen Ortsnamen um die Bergstädte Löwenberg und Goldberg nach, während Schwarz 36 Ortsnamen mit dieser Endung kennt<sup>9)</sup>. Für unsere Gegend nennen wir südlich des Glaßer (Spiegel) Schneeberges Stubenseifen (1325 Stubensyfen, 1340 Stobensyfen) bei Goldenstein (1340 Goldinsein) und Altstadt, das noch 1325 Goldek, 1351 antiquum Goldek genannt wird. Östlich Frankstadt liegt Rabenseifen, bei Adelsdorf der Goldseifen und bei Thomaasdorf der Kienseifenflöß und die Goldgräben unter dem Lochberge, bei Römerstadt Brandseifen und Braunseifen, bei Freudental Vogelseifen (1405 Fogyelseifen), Dürrseifen (1405 Dornseyfen), Lauterseifen, Schreiberseifen. Um Römerstadt finden wir außerdem den Silberbach bei Altdorf, den Zechenbach, den Rosendorfer und den Politer Seifen, während es bei Würbental den Wolfseifen, Weißenseifen und Steinseifen gibt. Bei Freivaldau liegt Kalkseifen, bei Fulnek Goldseifen. Jungandreas<sup>10)</sup> meint zu dem Ortsnamen =seifen, daß dieser sich in Franken auf einem engbegrenzten Gebiete vorfindet, so daß man daraus auf die Herkunft der ursprünglichen Siedler schließen könne.

Auf zweierlei Art betrieb man damals den Bergbau. Der Gangbergbau (das »harte« Bergwerk) wurde mit Schächten und Stollen eingerichtet, wie er in England schon in der Steinzeit zur Flintbeschaffung angewendet wurde und wie man ihn heute noch kennt. Daneben war aber besonders in unserer Gegend das »weiche« Bergwerk, der Seifenbergbau, beliebt, wobei man die Goldkörner und =plättchen durch Schlämmen gewann. Dazu war in erster Linie fließendes Wasser nötig. Häufig machte man vorher das Gestein, ebenso wie im harten Bergwerk, durch Anzünden von Holzstößen mürbe, zerkleinerte es in Pochwerken und schlammte es dann über Schaffelle, in denen das schwere Gold hängenblieb.<sup>11)</sup> Noch



heute können wir die Überreste dieser Seifen mühelos erkennen. Ich erinnere dabei besonders an die Waschaldden und die Löcher (Pingen) von drei bis vier Metern Durchmesser und zwei Metern Tiefe im Miserichtale bei Zuckmantel (linkes Ufer unterhalb Vorwitz), an der Waldgrenze bei Enderödorf und Obergrund und auf der Goldkoppe bei Freivaldau oberhalb des Bayerbründels. Hat das Auge einmal diese muldenförmigen Vertiefungen erfaßt, so stößt man in der Folge auf Hunderte von ähnlichen Arbeitsstätten der Goldsucher rings um den Querberg bei Zuckmantel, in Reihwiesen bei den Knappensteinen, an der Goldkoppe und weiter im großen Bogen um das Massiv der Nesselkoppe von Saubsdorf bis Friedeberg, am Johannesberg<sup>12)</sup> bei Jauernig und endlich am nördlichsten Ausläufer, dem Reichenstein.

So veröffentlicht der Wale Antonius um 1470 einen Wegweiser durch dieses Gebiet, der beginnt:<sup>13)</sup> »Wiltu aber off eynen feyffen gehen in das hohe gebirge, so froge von dem Reychensteyn off Fredebergk. Dofelbst ist alleyne eyn wegk off den Goldensteyn . . . von Freyenwalde vorbas off den Spitzzenstein . . . mir hot Procopius Hoberg gefagit, der in dem berge gewest ist, daz mancherley genge dorynne feyn, und yn dem berge ist eyn flis, wer sich doreyn wogen welde und arbitten, her funde also ich gefagt habe.« - Mittelpunkte dieses weiten Netzes waren von jeher Zuckmantel, Freivaldau und Reichenstein. Stets gab es zwischen ihnen einen Austausch von Erfahrungen und von geübten Leuten; wiederholt befanden sich alle drei Bergstädte in einer Hand.

Ursprünglich gehörte Zuckmantel zum Lande Mähren, so daß das benachbarte Ziegenhals vom Vogte Vitigo als Grenzfestung im Bannwalde erbaut wurde. Nach Begründung des Troppauer Fürstentums gehörte Zuckmantel dazu, wurde als Außenbezirk oft verpfändet, war auch längere Zeit in der Verwaltung der Breslauer Bischöfe und wurde schließlich am 4. Dezember 1477 von Bischof Rudolf von Rüdeshelm (1468-1482) samt der Ruine Edelstein erkauft und verblieb im Besitze des Bistums.

Die erste Bergordnung für die Stadt erließ 1250 König Wenzel, der Einäugige. Sie war auf dem Iglauer Bergrechte aufgebaut und von den unter Premysl Ottokar I. (1198-1230)<sup>14)</sup> eingewanderten rheinischen Bergknappen mitgebracht worden die Zuckmantler hatten also Magdeburger Stadtrecht und Iglauisch Bergrecht. Aus den Weistümern, die die Zuckmantler wegen Erfahrung und Schied in Iglau einholten, kann man entnehmen, daß der harte Bergbau am Anfange des 14. Jahrhunderts ziemlich rege war, aber noch nicht lange bestanden haben kann. Ihm wurde während der Hussitenkriege fast restlos ein Ende gemacht, denn es war allgemein bekannt, daß die Bergknappen sich meist aus Deutschen zusammensetzten, gegen die sich ja vor allem der Haß der Hussiten wandte.

Aus der Genossenschaft der Bergknappen war inzwischen schon die Zeche entstanden, deren Kuxe sich in den Händen

fremder Kapitalisten befanden. So macht sich sofort nach der Besitznahme durch Bischof Rudolf der Breslauer Einfluß bemerkbar, indem die Breslauer Bürger Hanuß Hawpolt, Marcus Kurn, Iheronimus Schewerleyn und Heyntz Dompnik<sup>15)</sup> ein Bergbauprivileg über die Oberzeche erhalten, denen sich nach einigen Jahren der Domherr Johann de Monte und die Bürger Konrad Sauer mann und Franz Bottner sowie der Neisser Hans Nymptsch angeschlossen. Die Besitzer der Kuxe waren nämlich nicht nur am Gewinne beteiligt, sondern mußten auch bei schlechtem Geschäftsgange anteilig »Zubussen« zahlen, um das Gewerke über dem Wasser zu halten. Allmählich wird der Kreis dieser Gesellschaften immer größer und dehnt sich bis nach Krakau und Lemberg aus. Es scheint beinahe so, als ob man immer wieder nur Teilhaber suchte, die der auri sacra fames antrieb, ihr anderswo leicht erworbenes Geld hier wieder zuzusetzen.

Vorläufig beginnt aber am Althackelsberge ebenso wie in Obergrund und in Ziegenhals erst die Blütezeit des Zuckmantler Bergbaues unter den Bischöfen Rudolf von Rüdeshelm (1468-1482), Johannes Roth (1482-1506), Johann VI. von Thurzo (1506-1520), Jakob von Salza (1520-1539) und Balthasar von Promnitz (1539-1562). Diese sorgten für angemessene Kapitaleinlagen ihrer Räte und fremder Fürstlichkeiten, um die Schächte weiter ins Berginnere vortreiben zu können, und gaben der Bevölkerung durch sehr große Freiheiten (freies Backen, Schänken, Brauen, Schlachten, freie Zu- und Abfuhr von Metallen, Unschlitt, Wein und den verschiedensten Lebensmitteln, Freiheit vom Heeresdienste, von den Grundsteuern und allen Zuschlägen) immer wieder Anreiz zu neuen Versuchen »im festen oder weichen bergwerge«. Bischof Thurzo errichtete auch in Zuckmantel eine eigene Münze. Besonders aber suchte Bischof von Promnitz die eroffenen Stollen und Gruben des weichen Bergwerkes trocken zu legen und legte oberhalb Ziegenhals den Heiligen-Drei-Königs-Stollen mit ungeheurem Kostenaufwande an, so daß unter ihm Zuckmantel den Gipfel des Glanzes erreichte und die »Edelstadt« genannt wurde. Wenn auch die Ausbeute ziemlich erheblich war und einmal auch auf den Kux 24 Dukaten entfielen, so waren doch im allgemeinen die Ausgaben noch größere. Weder »auffim Czugmantill« noch »zu Freienwaldow, Fridenbergk samt Johannisberg« wollte sich Gottes Bergfegen einstellen, und die Zubußen der »hohen Potentaten« für jeden Kux betragen immer mehrere Taler.

Die Freivaldauer Bergwerke am Fuße der Goldkoppe befanden sich ja seit ihrem Bestehen in den Händen der Breslauer Bischöfe, die sie an ihre Vögte und später an reiche Edelleute verpachteten. Unter ihnen ragt besonders das bekannte Handelshaus der Fugger aus Augsburg hervor, das zu Bischof Johann Thurzo, der aus einer reich gewordenen Grubenbesitzerfamilie stammte, verwandtschaftliche Be-



ziehungen hatte und um 1503 in Breslau auf dem Ringe eine Zweigniederlassung gründete. Dorthin gingen vor allem die Kupfertransporte<sup>16)</sup> aus den Bergwerken der Thurzos und Fugger in Neufohl in Oberungarn auf der alten »Kupferstraßen« über Teschen=Ratibor. Auch in Neiffe befand sich seit 1510 eine ihrer Niederlagen, die der Breslauer Abbruch tat und daher 1515 auf Wunsch des Böhmenkönigs aufgehoben werden mußte.<sup>17)</sup> Nach 1506 erwarb nun Anton Fugger pfandweise Stadt und Schloß Freivaldau mit den Dörfern Breitenfurt, Böhmischesdorf, Buchelsdorf und Adelsdorf. Während er die Liegenschaften an Unterpächter (Hans Süß und Dr. Heinrich Rybsch) weitergab, behielt er das Goldbergwerk in eigener Verwaltung; mit seinem Ertrage scheint das Handelshaus zufrieden gewesen zu sein, denn es wurde erst 1580 an Bischof Martin Gerstmann zurückgegeben.<sup>18)</sup> Schon 1547 waren die Neufohler Kupferbergwerke und 1568 Reichenstein aufgegeben worden. Die Fugger brachten auch noch andere Unternehmer ins Land; so finden wir 1519 in Freivaldau einen Peter Bechel von »Neuenfoll«. Ebenso war 1525 der ungarische Kammergraf Hans Thurzo von Betlehemsdorf, wohl ein Verwandter des Bischofs, Besitzer einer Zeche.

Während in Zuckmantel und Freivaldau das Gold in winzigen Plättchen eingeprengt im Gestein und nur selten in Bleiverbindungen oder in Eisenoxyd (verwittertem Schwefelkies) als feines Pulver abgebaut wurde, gewann man es in Reichenstein im Arsenikalkies des Serpentina. Wir lasen schon, daß sich das Bergwerk im Besitze des Klosters Kamenz befand. Wegen seines Emporblühens erregte es aber den Neid des Herzogs von Münsterberg, der nach seiner Besitznahme den Ort zur freien Bergstadt erhob und ihm als besondere Beweise seiner Anerkennung den Blutbann und das Obergericht verlieh. Seit 1480 finden sich für 100 Jahre die in Oels, Bernstadt und Münsterberg wohnenden Nachkommen Georg Podiebrads in seinem Besitze, denen um diese Zeit auch Zuckmantel gehörte. Die Herzöge Karl und Albrecht verkauften den Bergbau im Jahre 1511 an Jakob Fugger, und damit beginnt auch für diese Bergstadt eine Zeit<sup>19)</sup> großen wirtschaftlichen Aufschwungs. Die dortige Münze schlug 1544 5313, im Jahre 1547 sogar 21 287 Golddukat mit dem Bilde des heil. Christophorus und auf der Rückseite mit dem Wappen ihres Besitzers. Ein Schmelzofen lieferte jährlich gegen 5½ Kilogramm, eine Tonne Erz über 4 Gramm Gold, was ungefähr der heutigen Erzeugung entspricht. Die Fuggerischen Beamten, unter ihnen besonders Hans Kirchpauer, schalteten ziemlich eigenmächtig in der Stadt, wenn man auch dem letzteren den Bau der Dreifaltigkeitskirche (1583) zuschreibt. Neben den Fuggerischen Hütten entstanden viele kleine wohlhabende Unternehmer, so daß einmal 145 Zechen im Betriebe waren, von denen der »goldene Esel«<sup>20)</sup> die gehaltvollsten Erze lieferte.

Aber die Blütezeit der Goldförderung war kurz. Die Fugger arbeiteten noch einige Jahre mit Verlust, im Jahre 1568 verkauften sie ihren ganzen Betrieb ihrem letzten Faktor Kirchpauer, der wiederum nach neuen Käufern suchte. Und wirklich, es fanden sich auch immer wieder neue Reflektanten aus weiter Ferne, unter ihnen auch ein Wok von Rosenberg auf Krumau in Südböhmen, dessen Vorfahren schon 1514 am Betriebe des Bergwerks beteiligt waren.<sup>21)</sup>

Aber da die neuen Bergherren sich bei den damaligen Verkehrsverhältnissen kaum persönlich um den Betrieb kümmern konnten, trieb man einen wüsten Raubbau in Reichenstein ebenso wie in Zuckmantel und Freivaldau. Wenn man heute durch die Wälder streift, trifft man häufig eigenartige Löcher von zwei bis drei Metern Tiefe. Läßt man sich an dem steilen Rande hinunter, so findet man am Grunde, versteckt im Brombeergebüsch, meist ein Stollenmundloch, das meist nach wenigen Metern endet. Am Althackelsberg kann man fast alle 100 Meter auf so einen Versuchsstollen treffen, so daß man den Gedanken einer großen Planlosigkeit der damaligen Zeit nicht los wird.

Dazu kamen die Entdeckung Mexikos mit seinen ungeheuren Goldvorräten, die die europäischen Goldpreise stark drückten, und endlich die Unsicherheit des Dreißigjährigen Krieges, der der Bergbau fast vollkommen erlag. Solange die Gewerkschaften selbst bedürfnislose Arbeiter und Unternehmer waren, gab es eine Rente; diese ging aber im Laufe der Zeiten mit dem Steigen der Arbeitslöhne und der Vermehrung des Verwaltungskörpers verloren.

In der Folgezeit treten die Städte selbst immer mehr als Unternehmer in den Vordergrund; denn es geht ihnen um die recht bedeutenden Freiheiten und Privilegien, die sie einst als freie Bergstädte erhielten und nun nicht mehr missen wollen. Allein das Recht des freien Holzschlages war schon so einbringend, daß man dafür einige Zubaßen zu den Gewerkschaften wohl zahlen konnte. Der Goldbergbau wurde daher nur betrieben, um die alten Rechte nicht zu verlieren. Dafür trat die Gewinnung von Eisenerzen, Kupferwasser und Arsen mehr in den Vordergrund und brachte auch einen tatsächlichen Ertrag. Durch Errichtung einer »Freiheit« versuchte man in Freivaldau wie in Reichenstein neue Siedler anzulocken, die sich tätig oder still am Bergbau beteiligten.

In Zuckmantel und Freivaldau lag der Goldbergbau so darnieder, daß das bischöfliche Amt die Zusammenlegung beider Bergämter im Jahre 1653 anordnete. Bald aber drangen die Freivaldauer wieder darauf, selbständig zu werden, was auch 1689 geschah. Je mehr sich unsichere Elemente in die Leitung unter trügerischen Versprechungen einschlichen, desto phantastischer wurden die Pläne für den Ausbau der Gewerke. Immer wieder wurde behauptet, daß man bloß das Wasser



herauszuschaffen brauche, um in größeren Tiefen auf reichen Bergsegen zu stoßen. So wurden immer kostspieligere Erbstollen zur Entfernung des Wassers getrieben, von denen einer 3000 Lachter (Klafter) lang war und 90 000 Taler verschlang. Besonders die weiche Zeche der Heiligen Drei Könige kostete ungeheure Summen. Ihr Stollen begann in Ziegenhals »auf eine ganze meule wegs getrieben« und endete oberhalb Zuckmantel. Um ihn trocken zu legen, plante man den Bau eines Wasserrades von 32 Ellen Höhe. Die Überreste der Wasserkunst mit Göpelbetrieb »am alten Berge«, die das Wasser der schwarzen Oppa über Reihwiesen nach dem Pumpwerke in Obergrund führte, sind noch heute zu sehen. Aber Gottes Segen blieb aus. Von 1653 bis 1686 gewann man allein am Althackelsberge an Gold für 50 183 Taler (20 073 Dukaten), an Silber für 495 Taler, an Vitriol und rotgebranntem Schwefel für 11 687 Taler. Einer Ausbeute von 62 366 Talern stand aber eine Ausgabe von 105 398 Talern gegenüber<sup>22)</sup>. Die Untertanen des gesamten Freivaldauer Kreises steuerten 35 Jahre bei »ohne einigen Nutz, geschweige eines Hellers Ausbeute, wie sonst Bergwerks üblich ist«. Von 1653 bis 1705 wuchsen die Zubeußen auf 68 409 Taler an. Um 1741 geriet der Bergbau dadurch so ins Stocken, daß er ganz eingestellt werden mußte und Zuckmantel endgültig alle Freiheiten und Privilegien einer Bergstadt verlor.

Den ersten Eisenhammer im Zuckmanteler Gebiete erbaute man 1552. Er lag in Hermannstadt (Hernstadt). Der Flecken Vorwitz<sup>23)</sup> (Firwitz) auf der Höhe der Paßstraße verdankt ihm 1558 sein Entstehen als Knappenkolonie. Ihm folgte 1598 ein neuer Hammer in Zuckmantel mit einer jährlichen Ausbeute von 2000 Zentnern. Bis in die neuere Zeit grub man nach Eisenerzen, vor allem in Obergrund, so daß noch 1863 neun Zechen bestanden und man im Jahre 1904 von neuem in Reihwiesen nach Magnetisenerzen schürfte.

Die goldhaltigen messinggelben Schwefelkiese im chloritisch-kalkigen Schiefer reizten außerdem vor allem am Althackelsberge und im Miserichtale zur Herstellung von Kupferwasser, die zeitweise bedeutend gewesen sein muß. Allerdings klagte man darüber, daß es grün (Eisenvitriol) und nicht blau (Kupfervitriol) aussehe und in den Werken von Kamnig eine scharfe Konkurrenz besitze<sup>24)</sup>. Während sich die Bevölkerung der mächtig aufblühenden Leinenindustrie zuwandte, nahm nunmehr der österreichische Staat den Gold- und Vitriolbergbau »ararialicherleits« selbst in die Hand und setzte 1787 den blauen Stollen als »Kaiserbergwerk« mit Tiroler Bergknappen in Betrieb, um aber bald darauf die Arbeit wieder einzustellen. Nun bemächtigte sich die Spekulation des Bergwerkes. Unter anderem erwarb es 1850 ein Reichsgraf Lippe-Weißenfels, baute 70 000 Frank hinein, nahm dann ein Bankdarlehen von 350 000 Frank auf und verschwand damit. Seit 1883 liegen die Bergwerke unbenutzt<sup>25)</sup>.

Nachdem die Freivaldau im Jahre 1689 ihre Selbständigkeit wieder erreicht hatten, begannen sie mit frischem Mute an der Goldkoppe, stellten aber um 1700 ihre Schürfungen ein. Noch um 1885 entstand eine neue Pochhütte unweit der Harrichsteine, die zwei Freivaldauer Bürger finanzierten und nach großen Investitionen an eine englische Gesellschaft verkauften, die aber bald den Betrieb einstellte. Der in Freivaldau seit seiner Gründung betriebene Eisenstein-Bergbau begann im Jahre 1795 von neuem aufzublühen, nachdem Kaiserin Maria Theresia dem Bischof ein Darlehen von 21 000 Talern bewilligt hatte. Der Hochofen und das Eisenwerk wurden in dem abgelegenen Einsiedel-Buchbergstal erbaut, wohin man die Erze meist im Winter mit Schlitten selbst aus Borkendorf unter dem Steinberg und das notwendige Holz von Gabel und Einsiedel schaffte. Die Zechen<sup>26)</sup> lagen in der Gemeinde Frankenhau und auf dem Wege nach Reihwiesen und sollen sehr ergiebig gewesen sein, da die Erze einen Eisengehalt von 50 Prozent aufwiesen. Um 1870 wurde aber der Hochofenbetrieb eingestellt.

»Aufim Racchensteine« waren die Gewerke auch während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges nie ganz eingeschlafen. Aber die allgemeine Lage war nachher ähnlich. Seinen Besitzern lag noch mehr als dem Bistum daran, gleißendes Gold zu gewinnen. Zweifelhafte Vertreter der »edlen Chemie und Scheidekunst« stellten fest, »ob die Erze flüchtig, fix oder mittelbar« seien. Man brachte aus Wien für teures Geld geheimnisvolle Beizwässer, die hauptsächlich aus Urin bestanden, Alchimisten machten sich im Städtel breit und versprachen, aus dem »Äffer und Gekräße« Wunderdinge zu schaffen. Das Haupthindernis für die Goldgewinnung war noch immer das Arsen, in dessen Vernichtung oder Ausscheidung die ganze Kunst gesehen wurde. Seit 1666 wurden der Stadt allmählich die Freiheiten entzogen, die Besitzer der Gewerke wechselten, auch die Stadt war mit großen Opfern wiederholt Besitzer. Der größte aller Scharlatane war wohl der Feldapotheker Johann Scharfenberg, der nicht mit einem, sondern 20, ja 40 Schmelz- und Entgiftungsöfen arbeiten wollte, Millionengewinne versprach und solches Vertrauen bei der Wiener Hofkammer gewann, daß man ihn zum schlesischen Oberberghauptmann ernannte. Trotzdem muß ihm die Stadt dankbar sein, denn er erkannte als erster die Bedeutung des Arsens und stellte dessen Gewinnung immer mehr in den Vordergrund. Trotzdem er sogar in den Besitz der Bergwerke kam, zerrann alles wieder unter seinen Söhnen, bis dann mit der preußischen Besitzergreifung ein neuer Umschwung eintrat. Reichenstein wurde für einige Zeit Sitz des schlesischen Oberbergamtes<sup>27)</sup>. Heinitz und Reden, die eigentlichen Begründer des ober-schlesischen Bergbaus, wandten ihre Aufmerksamkeit auch dieser Stadt zu, und so förderte man von 1750 bis 1782 im Durchschnitt jährlich 13 000 Zentner



Erz und erzeugte daraus 1500 Zentner Arsenik im Werte von 4500 Talern. Allmählich ging die Zahl der Arbeitsstellen zurück, trotzdem die Förderung um 1800 allein im Bereiche des »Reichen Trostes« und des »Goldenen Felss« auf 20= bis 30 000 Zentner Erz gesteigert wurde. Während 1816 noch 143 Bergleute für 43 700 Taler Erze schürften und verarbeiteten, sank bald darauf die Produktion, so daß die Werke von der Stadt nur mühsam bis zum Jahre 1870 durchgeschleppt wurden. Nachdem eine Privatgesellschaft in Konkurs geraten war, erwarb 1883 Herr Güttler die Werke zum Preise von 15 000 Mark und schuf das uns heute bekannte Unternehmen, das das Arsen zu Pflanzenschutzmitteln verarbeitet, im Jahre 1912 2469 Tonnen Arsenik im Werte von 935 000 Mark erzeugte und nur als Nebenprodukt jährlich gegen 60 Kilogramm Gold, etwa ein Drittel der deutschen Erzeugung, gewinnt.

In den Jahren 1921 bis 1928 wurden auf der Erde 4,5 Millionen Kilogramm Gold gewonnen, etwa fünf Prozent davon in Europa. Daran waren beteiligt: Deutschland mit 1418 Kilogramm, Österreich 219 Kilogramm, Tschecho-Slowakei 1922, Jugoslawien 2159, Frankreich 7083, Rumänien 124,18 und Rußland 175 330 Kilogramm. Ungefähr die Hälfte des Goldes wurde gemünzt.

In den letzten Jahren bin ich oft den Spuren der alten Bergwerke nachgegangen und war erstaunt, wie zahlreich sie sind. Es muß doch einmal großes Leben in den jetzt einsamen Wäldern geherrscht haben. Ich wies schon auf die vielen Stollenmundlöcher hin, die man allenthalben findet. Es gehört eine gewisse Überwindung dazu, sich durch den meist verfallenen Eingang durchzuzwängen. Man darf auch nicht zurückschrecken, wenn man manchmal bis zu den Knien im Wasser waten muß. Unterhalb St. Anna<sup>28)</sup> bei Zuckmantel fand ich den Bettelstollen, der nach einem Verzeichnis im Diözesanarchiv 130 Meter lang sein soll. Ich konnte ihn nur gebückt durchwandern, stand aber wohl schon nach 20 Meter vor Ort. Ausgedehnter und bequemer ausgebaut schien der Schloßbergstollen in der Nähe des Uhusteines zu sein, doch stieß ich bald auf einen Einbruch, der das Weitergehen verbot. Überrascht ist man allerdings vom Blauen Stollen im Miserichtale, dem man vor einigen Jahren einen Noteingang gesetzt hat. Hier ist schon ein Ariadnepad nötig, um sich durch das vielfache Gewirr der Gänge, die durch drei Stockwerke gehen, durchzufinden. Hier trifft man auch auf hohe Hallen, deren Wände mit blauem Allophan, schneeweißem Alluminat, ockerigem Brauneisenstein, Malachit und schönen Weißbleierzkristallen bedeckt sind, über die das Sickerwasser leise rieselt. Der berühmte Althackelsbergstollen, »Hatschwatsch« genannt von dessen mächtiger Halde man eine herrliche Aussicht genießt, ist leider am Eingang so verfallen, daß es besonderer Aufräumungsarbeiten bedürfte, um in ihn hineinzukommen.

Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß sich im Altwatergebirge eine Schürfgesellschaft »Moravokom« gebildet habe, die beabsichtige, im Oskavatal wieder Gold zu schürfen. Wünschen wir, daß ihr Gottes Bergesegen, der unseren Vorfahren so oft verlagert war, endlich besichert sei.

- 1) K. Kolbe: Zur geschichtlichen Entwicklung der Freihugelder. Zeitschr. Obereschlesien 1902/03.
- 2) Silberbergwerke in Beuthen; in der Bulle Innocenz II. von 1136 werden argentifossoria genannt. Kochlowski bei Beuthen 1451 und 1481, der Eifenberg bei Bobrownik 1449 und 1456 (cod. dipl. Sil VI 224, 228, 238, 331).
- 3) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens von Bächtold-Stäubli, 1927. IV 140, VI 826.
- 4) Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern, II, S. 348.
- 5) J. Pföhner: Die älteste Geschichte der Stadt Zuckmantel. Zeitschr. des Vereins f. Gesch. Schl. 54, 1924.
- 6) Sternberg: Umriss einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. 1837.
- 7) 1907 wurde dort das Goldbergwerk »Kaiser Wilhelm II.« eingerichtet.
- 8) Der Name »Gefenke« ist auch ein Fachausdruck aus dem Bergbau.
- 9) Dr. Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München 1931, S. 100.
- 10) Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens. Breslau 1928, S. 167.
- 11) Noch heute wendet man dieses Verfahren im Wasser des Pehlusses an der jugoslawisch-rumänischen Grenze an. Die Sage vom »Goldenen Vließ« der Argonauten hängt vielleicht mit dieser Tätigkeit zusammen.
- 12) Nach Minsberg: Geschichtliche Darstellungen. Nach 1508 auf den Trümmern der Burg Kaldenstein von Bischof Thurzo (1506-1520) erbaut, jetzt Sommerresidenz der Breslauer Bischöfe.
- 13) Das älteste schlesische Valenbuch. Herausgeg. von E. Boehlich, W. Jung-Andreas und W. E. Peukert. Breslau 1938.
- 14) Sein Einkommen wurde dank den Bergwerken in allen Teilen seines Landes auf 100 000 Mark geschätzt, war also noch einmal so hoch als das des Kölner Kurfürsten. Er hatte Türme voll Gold und Silber angeammelt. (f. Bretholz: Geschichte von Böhmen und Mähren, I, S. 87.)
- 15) Die Dompnigs gehörten zu den älteren, die Haunolds, Kurns (Korn) und Scheuerleins zu den jüngeren Kaufmannsgeschlechtern, die damals den Breslauer Ratostisch besetzten. (f. A. Weiß: Chronik der Stadt Breslau, S. 724.)
- 16) Fink: Die Bergwerksunternehmungen der Fugger in Schlesien, Zeitschr. f. Gesch. Schl., Bd. 28, und Dobel: Der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn, Zeitschr. d. Vereins f. Schwaben und Neuburg, VI, 1879.
- 17) Minsberg: Geschichtliche Darstellungen, S. 80.
- 18) A. Kettner: Die Fugger in Freiwaldau. Obereschlesien 1905/06, 4. Jahrgang.
- 19) Ausführlich bei Julius Krebs: Aus der Vergangenheit des Reichensteiner Bergbaues. Zeitschr. d. V. f. Gesch. Schl., 51. und 52. Band.
- 20) Der Name soll von Kutenberger Knappen mitgebracht worden sein.
- 21) Wilhelm von Rosenberg gab 1583 auch eine Reichensteinsche Bergordnung heraus. Wuttke: Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen, S. 160.
- 22) Aus dem Zuckmanteler Kopialbuche.
- 23) Schwarz leitet diese in Böhmen öfter vorkommenden Ortsnamen von Vrbice (orba = Weide, Würben) ab.
- 24) Kupferwasser brauchten die Tuchmacher, Schönfärber, Züchner, Hutmacher und Destillierer. Ein Privileg für Kamnig und Glänsdorf besteht seit dem 27. 1. 1653.
- 25) Ausführlich bei Bruno König: Gold und Eisen. Zeitschr. Obereschlesien, 4. Jahrgang, 1905/06.
- 26) Fürstbischöfliche Registratur in Johanneberg.
- 27) Im Jahre 1740 gab es in Schlesien 19 »metallische« Bergwerke auf Schwefelkies, Kupfer, Vitriol, Zinn, Blei, Silber und Gold sowie 8 Steinkohlengruben.
- 28) Diese Kapelle war wohl ebenso wie Mariahilf, St. Marta, Antoni einst ein Bethaus der Knappen.





Aufn.: Karl Franz Klofe

IN DEN VORBERGEN DER BESKIDEN BEI NEUTITSCHEN







2 Aufn.: Karl Franz Klofe







Aufn.: Karl Franz Klofe

SCHÖNBRUNN





Aufn.: Karl Franz Klofe

FULNEK (KUHLLÄNDCHEN)









2 Aufn.: Karl Franz Klofe

LAUBEN IN NEUTITSCHEN . BARÖCKPLASTIK IN MÄHR. SCHÖNBERG





AN DER MOHRA

Aufn.: Karl Franz Klotz



# DURCH DAS SUDETENDEUTSCHE ODERLAND

V O N J O S E F G I E R N O T H

Mit der Heimkehr von Südschlesien - dessen Kernland um Troppau - und Nordmähren ist an der alten schlesischen Provinzgrenze ein weiträumiges Gebiet von landschaftlichem und kulturellem Reichtum »unser« geworden, das namentlich für das gebirgsarme Oberschlesien einen höchst willkommenen Zuwachs an schönem deutschem Reife- und Wanderland bedeutet - und das, gestehen wir's nur frei, den meisten von uns bisher südlich und östlich des Altvaters ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist...

Ins schöne Ostsudetenland, in die neue Grenzmark im schlesischen Südosten an der jungen Oder führen die folgenden Zeilen, bereits im vorigen November in Troppau unter dem frischen, frohen Eindruck der Befreiung kostbaren deutschen Bodens und lieber, wackerer Menschen schlesischen Stammes geschrieben und seither kaum merklich ergänzt.

Zum erstenmal endlich wieder seit zwei Jahren betrete ich noch in den letzten Tagen des Oktober des großen denkwürdigen Jahres deutscher Schicksalswende im lieben, schönen Freiwaldau vertrauten sudetendeutschen Boden - trotz trüben Wetters stolz und froh am Start zu mehrwöchiger Wiederkehrsfahrt durch heimgekehrtes, freies deutsches Land! Dann geht's alsbald dem wenig gekannten Gesenke und dem im Dornröschenschlaf liegenden Oder=Wiegen=land entgegen, zunächst nach Troppau, dem heiteren und betriebsamen »österreich-schlesischen« Oppazentrum, nunmehr Regierungssitz des Ostsudetenlandes - damit als alte Landeshauptstadt wieder gebührend zu Ehren gelangt.

Bis Jägerndorf und Troppau geht die Reise in Zügen mit Wagen der Reichsbahn (auf der Freiwaldauer Strecke besonders vorsichtig). In Jägerndorf wurden die ersten zurückgelieferten tschechischen Personenwagen und Lokomotiven sichtbar.

In Troppau lebhafter Verkehr mit militärischer Note, in den Cafés frohe Stimmung; Polizeitruppen überwiegen, hier wie in Neutitschein und anderwärts. Regierungs- und Bezirksgebäude werden restauriert, die Straßenbahn ist schon sehr bald »rechtsorientiert«, verschwunden sind die tschechischen Aufschriften. Die alte häßliche Kaserne im Stadttinnern ist bereits im Abbruch.

Reichsbahnautobusse fahren nach Zauchtel, dem Mittelpunkt des Kuhländchens, Reichspostautos über Grätz-Fulnek-Zauchtel bis Neutitschein. Auf der Straße nach Fulnek begegnen wir langen Kolonnen von Truppen, die aus Fulnek und Umgebung bereits (Ende Oktober) wieder abziehen - mit Bedauern, da sie in dem freundlichen Städtchen schnell heimisch wurden.

Von Fulnek nach Zauchtel kann man auch mit der Bahn fahren (Reichsbahn), ebenso von Zauchtel nach Neutitschein mit der primitiven Lokalbahn. Wie mir der Bürgermeister von Neutitschein bestätigt, rechnet man mit der Übernahme der Lokalbahn durch die Reichsbahn und mit einer künftigen durchgehenden Bahnverbindung bis Troppau durch Ausführung des alten Bauprojekts Fulnek-Grätz und Ausbau der bestehenden Teilstrecken Neutitschein-Zauchtel, Zauchtel-Fulnek und Troppau-Grätz. Dadurch würde das Kuhländchen, dieser wichtige Grenzbezirk, eng mit der Provinz Schlesien verbunden. Von Troppau gibt es bereits direkte Eilzugverbindung mit Oppeln. Die privilegierten Schnellzüge Berlin-Wien halten auf sudetendeutschem Boden nur im Kuhländchen (Zauchtel), und die Eilzüge von Oppeln sind in der letzten Zeit über Troppau-Schönbrunn bereits bis hierher durchgeführt!

Der Zustand der Bahnstrecken und der Stationen bleibt hinter denen der Reichsbahn im Altreich weit zurück. In dem arg verschmutzten Bahnhof Zauchtel ist die säubernde Hand der Deutschen Reichsbahn bereits wahrnehmbar. Auch hier wird der Verkehr mit deutschen Personenwagen bewältigt.

Die Hauptstadt des Kuhländchens, Neutitschein, mit ihrem wirkungsvollen Laubenring (Adolf-Hitler-Platz!) und dem schönsten Eichendorff-Denkmal ist Grenzstadt geworden. Das landschaftlich großartige Stramberg mit einem deutschen Bad und dem Riefenkalkberg des Kotouč, das stattliche Neffelsdorf mit den bekannten Tatra-Werken und das deutschgegründete Freiberg auf der landschaftlich bevorzugten Beskidenseite des Kuhländchens gehören noch zu Deutschland. Der ländliche Laubenplatz in Freiberg ist von den Tschechen durch ein schreiend »amerikanisches« Rathaus entstellt.



Zwischen Freiberg und der Oderniederung liegt das große, freundliche Dorf Sedlnitz mit dem halb verfallenen, von einem deutschen Lehrer bewohnten alten Eichendorffschloß.

Die Zugehörigkeit zu Deutschland kommt überall durch die gelben Wegweiser und Ortstafeln zum Ausdruck: So liest man beispielsweise »Partschendorf, Kreis Neutitschein, Reg.-Bez. Troppau« an der Straße zwischen Sedlnitz und Neutitschein. Reichsbahn und Reichspost haben erstaunlich rasche Arbeit geleistet und alles getan, um sofort für den zum Teil ganz neugerichteten Verkehr zu sorgen. Die wichtigsten Verkehrsmittelpunkte sind hier im äußersten Südosten Troppau und Zauchtel. Von dem Verkehrszentrum Troppau strahlen außer sechs Bahnlinien (nach Jägerndorf, Schönbrunn, Cofel, Ratibor, Grätz und Bennisch) mindestens zehn Reichspostlinien aus, außer nach dem Kuhländchen (Fulnek-Neutitschein, Wagstadt und Odrau) u. a. nach Wigstadt auf verschiedenen Wegen durch das herrliche Mohratal (über Wigstein oder Bad Johannesbrunn) sowie nach Ratibor und Freudenthal, sogar bis Sternberg und Mährisch-Schönberg; ferner fast ebenso viele Reichsbahnautobusse mit teils gleichen Zielen. Dazu kommen eine Menge kleine Privatautobusse, die nach wie vor die Landbevölkerung nach allen Richtungen befördern.

Im Anfang litt der Reiseverkehr an einer schmerzlichen Übergangskrankheit - die Fahrpläne waren noch in ständiger Entwicklung, es gab kein allgemeingültiges Kursbuch, und die Abfahrtszeiten waren meist nur an den Bahnhöfen und Postämtern zu ermitteln. Am Ostbahnhof in Troppau waren die Fahrplanaushänge umlagert, und die Auskunftsbearbeiter hatten oft einen Sturm von Fragen auszuhalten. Doch diese »Kinderkrankheit« ist inzwischen - seit Januar - durch die Herausgabe amtlicher Taschenfahrpläne behoben.

Für die großen Reichsbahn- und Postautos bieten die schmalen, mangelhaften Straßen vorläufig noch Schwierigkeiten, und für die Bahnreisenden ist das Ein- und Aussteigen vielfach mit großer Mühe verbunden, da die primitiven Bahnsteige zu niedrig für die deutschen Wagen sind und die mit entsprechend mehr Trittstufen versehenen tschechischen Wagen meist fehlen; da müssen die Schaffner fleißig in »Hilfsstellung« - und das Publikum quittiert mit Humor!

Es ist unter den derzeitigen Umständen nicht leicht, vom Kuhländchen ins Oderquellgebiet (das Odergebirge) zu kommen - beides ist durchaus nicht dasselbe! Die wichtige Bahnlinie von Oderberg nach Prerau über Weißkirchen ist durch die neue Grenze zerrissen, und man spricht allenthalben von der kommenden ost-westlichen Bahnverbindung von Neutitschein und Zauchtel über Odrau-Bautsch nach Sternberg - Mährisch-Neustadt - Mährisch-Schönberg. Bis Bautsch gelangt man in allzu langsamer Fahrt mit der Ode-

talbahn von Zauchtel, dann muß man sich unter mehrmaligem Umsteigen und Warten mit Postautos weiterhelfen und kommt sowohl zur Oderquelle wie nach Sternberg usw. kaum ohne Übernachten.

Als ich - wohl bald zum zehntenmal seit 1915, da ich die Quelle unseres Heimatstromes von Breslau aus sozusagen »entdeckte«, und zum erstenmal nach der Heimkehr des Sudetenlandes - am 9. November - von Odrau, der ersten Oderstadt, ins Odertal hineinfuhr, war die ehemals tschechische Lokomotive des kleinen gemischten Zuges mit einem frischen, roten Rosenstrauß und einem Hakenkreuzwimpel geschmückt! Die Bahn durchfährt nur das untere Odertal und biegt bei der Station KleinHermesdorf (Tschermenka) in das Tal der Tschermenka, Richtung Wigstadt-Bautsch ab, alles Tore zum oberen Odertal, das alsbald hinter KleinHermesdorf (bei Klein Glockersdorf) beginnt und zu stillem, überaus lohnendem Wandern einlädt.

In Maria Stein, der einzigen, idyllisch gelegenen Ausflugsastätte (und Sommerfrische) im oberen Odertal, trug ich mich stolz als erster Tourist der »neuen Zeit« in das Gästebuch ein, das, seit 1924, nur ausnahmsweise unter den Herbergsgästen auch reichsdeutsche Namen, nur einen aus Liegnitz und einen aus Görlitz, jedoch keinen weiter aus Breslau aufweist - so selten haben Deutsche aus der benachbarten Provinz Schlefien dahin gefunden. Das Gasthaus ist schon seit Jahrzehnten in den Händen derselben deutschen Familie.

Eine Stunde weiter aufwärts liegt, wenig oberhalb der Mündung der Dürren Bautsch in die Oder, an einem landschaftlich hervorragenden Punkte, die Ottermühle, vor kurzem noch nur ein ganz einfaches kleines Gasthaus, inzwischen von den Tschechen zu einem modernen Ausflugsort mit schöner Kaffeeterrasse (großer offener und geschützter Pavillon) und Tanzdiele und - mit einem fabelhaften Strandbad in der Nähe ausgebaut! D. h. das Strandbad, an dem ich noch den Namen Mafaryk durch die Bäume hindurch von der hochgelegenen Zufahrtsstraße lesen konnte, gehört zu einem ausgedehnten, allein aus vier großen Unterkunftsgebäuden bestehenden tschechischen Berg-Erholungsheim, für das man landschaftlich-touristischer und politisch-strategischer die denkbar beste Lage mit herrlichem Gebirgsblick ausgefucht hat. Es befindet sich auf der Höhe von Groß Glockersdorf bei Wigstadt, am Beginn eines kleinen Waldtales, das sich zur Dürren Bautsch und damit zum Odertal hinunterfenkt und an dessen Hängen man eigens die erwähnte Zufahrtsstraße und einen idealen, schattigen Waldweg zum Strandbad und weiter bis zur Ottermühle angelegt hat.

Als alter Breslauer und »Oder-Schlesier« hatte ich sofort nur den einen Gedanken: diese in Lage und Ausmaßen großartige Anlage wäre etwas für die Stadt (bzw. NSV.) Breslau, die als Odermetropole gleich anderen deutschen Großstädten



gerade hier im sudetendeutschen schlesischen Oderland in die glückliche Lage versetzt würde, ihren erholungsbedürftigen Bewohnern, der Jugend sowohl wie Erwachsenen, einen idealen Aufenthalt im walddreichen Oderbergland zu ermöglichen, zumal alles erst neu und modern eingerichtet ist. An diesem »strategischen« Punkte, hier am deutschen Odertal, wollte man das Kuhländchen, diese östliche Halbinsel im tschechisch-flawischen Meer, von dem großen deutschen Sprachgebiet abriegeln und zugleich an dieser landschaftlich bevorzugten Stelle den Hebel für die touristische Erschließung des Odergebirges ansetzen - nun können wir das so großzügig Geschaffene im deutschen Sinne ausbauen! - Hoffentlich fällt gerade hier bei der Ottermühle eine der landschaftlich schönsten Partien des Odertals der im Zuge des Oder-Donau-Kanalprojekts geplanten Odertalsperre zum Opfer - sowohl das reizvolle Mündungsgebiet der Dürren Bautsch wie das allbeliebte, idyllische Maria Stein oderabwärts sollten als landschaftlich und wirtschaftlich gleich wertvolle Ziele und Stützpunkte für den Touristenverkehr ins Wiegenland unseres Heimatstromes dringend erhalten bleiben.

Herrlich ist es im Sommer, von hier das ganze obere Odertal über Neudorfer und Altendorfer Mühle und durch den romantischen Odergrund aufwärts, oder links ab in dem Seitental des Latschergrundes über Bodenstadt hinauf zu der Quelle der Oder zu wandern. Bei der vorgeschrittenen Jahreszeit blieb mir jedoch nur die Fahrt mit dem Postauto von Bautsch zunächst nach Stadt Liebau übrig, dessen Kurs zu meiner Überraschung ins Odertal zwischen Rudelzau und Kriegsdorf führte, dann unter Umsteigen weiter bis Groß Waltersdorf. Von da ging es am andern Morgen zu Fuß in  $2\frac{1}{2}$  Stunden - leider in Nebel und Regen - über Habicht und Haslicht zu der in 634 Meter Seehöhe einsam im Walde liegenden Quelle unseres Heimatstromes, die durch das Inf.-Regt. 84/II. Cofel OS. unter Major Hackbarth am 10. Oktober befreit worden ist, wie eine große Tafel, die einzige Zier in dem von Tschechenhänden wüst verfallenen, baufälligen Quellhäuschen kündigt. Die neugegründete Ortsgruppe des Sudetengebirgsvereins in Odrau plant eine baldige würdige, künstlerische Ausschmückung der Oderquelle und möglichst auch ein schlichtes, kleines Unterkunftshaus und rechnet dabei auf die tätige Mithilfe aus dem ganzen schlesischen Oderland!

Im Zuge einer raschen Erschließung des Oderquellgebiets - das wohlgemerkt nicht mit dem Kuhländchen identisch ist - werden das Odertal und seine wichtigsten Zugänge im nächsten Frühjahr nach dem Vorbild des Altvatergebirges sorgfältig markiert werden. Der nächste und schönste Ausgangspunkt für die Wanderung zur Oderquelle ist übrigens die Station Mährisch Großwasser.

In dunkler, regenfeuchter Nacht, obzwar am Nachmittag des kurzen, trüben Novembertages (17.), trat ich den Rückmarsch von Haslicht nach Groß Waltersdorf an, das mit seinem großen Schieferbruch gleichfalls auf der Hochfläche des Odergebirges liegt, und nach abermaliger Übernachtung ging's mit dem Frühzug von der entlegenen Bahn- (und Postauto-!) Station Schmeil der schönen Gefenkebahn Olmütz-Mähr.-Großwasser-Jägerndorf durch das romantische Bistritztal und über Domstadt hinauf bis zur Deutsch-Ordensstadt Freudenthal (547 Meter), wo ich gerade zum festlichen Einzug der hier in Garnison verlegten Panzerabwehrtruppe zurecht kam. Eine holzgeschnitzte Gedenktafel erinnert hier, im alten Jungingen-Steig hinter dem Deutschordenschloß an den ersten Blutzeugen der Bewegung im Sudetenland - Max Kinzel - der anlässlich des Sturmes auf das Kaiser-Josef-Denkmal am 29. Oktober 1922 von tschechischen Soldaten erschossen wurde - es ist das erste Kaiserdenkmal, das im befreiten Sudetenlande bereits wieder aufgerichtet wurde.

Im Oppelner »Sudeteneinzug« fuhr ich nachher von Jägerndorf abermals nach Troppau, wo ich feststellen konnte, daß es inzwischen auch Eilzüge von Ratibor dahin, direkt über Kuchelna-Krawarn durch das Hultschiner Ländchen gibt, und daß man, ähnlich in Jägerndorf, oft schon am Nachmittag kein Unterkommen mehr findet.

Das einmalige Erleben des triumphalen Empfanges des großen Wegbereiters, unseres Führers, Konrad Henlein, in den Mauern der beglückten Stadt Troppau krönte den Abschluß dieser denkwürdigen Fahrt. Ich war mit unter dem Häuflein seiner dankbaren Landsleute, die ihrem mutigen Vorkämpfer, dem schlichten Turnlehrer aus Aich, in dem verhältnismäßig kleinen, festlich geschmückten Dreihahnenfaal nahe sein durften, als er mit warm bewegten Worten noch einmal rückblickend den langen Weg des Kampfes und Sieges Sudetendeutschlands zeichnete.

Wie ein Symbol erscheint mir heut der Quellauf unseres heimatlichen Schlesierstroms: Ich sehe an einem sonnigen Pfingstmorgen 1933 an seiner Quelle im deutschen Sudetenwald eine Schar junger, wanderfreier Menschen lagern, die hier in Gottes stiller, heiliger Natur die »Predigt« eines deutschen Marxistenfendlings über sich ergehen lassen, deren heimlicher Zeuge ich damals wurde. . . »Trage, du Bächlein, unsere Grüße zu den gequälten Brüdern über die Grenze hinab und bringe ihnen den Trost unseres Mitgefühls und die Versicherung unserer Solidarität!« - - Sie alle haben wohl längst den Weg zu jenem größeren Prediger, dem Einiger des Sudetendeutschtums gefunden - und gut deutsch, wie schon immer, fließt die junge Oder, nicht trennend, sondern einigend, befreit durch das geeinte weite, schöne Schlesierland.



# A B S E I T S

V O N H E D W I G S T E I N E R

Weit und klar spannt sich der blasse Herbsthimmel über die Stille. Die langen Reihendörfer des Waldviertels atmen behaglichen Frieden; gemach ziehen die Bauern mit dem Pflug durchs Feld, Frauen hacken und graben, brechen den Mais stetig Schaft um Schaft. Zwischen Feld und Wiese greift der Wald - hier im Vorland noch Föhrenbestand. Rot brennen die Stämme im schrägen Licht, rundbuschig wölben sich darüber die Wipfel.

Äh, das ist nicht der Heimat Wald! Das sind keine Tannen und Fichten, jeder Stamm ein steiler, starker Anstieg! Da ist kein Geheimnis unter dunkel hängenden Zweigen, da wirkt nicht die Feuchte und Frische, die Herbe über Granitboden und Moos, über der weichen, schwarzen Erde und der tiefen Nadelschicht. Das sind nicht der Heimat Äcker, die lang gedehnten Feldbreiten hügelan, die streng ausgerichtet liegen; nicht die Straßen, an denen jetzt die Ebereschen die flammenroten Beeren reifen. Das sind nicht der Heimat Häuser, die kleinen weiß gekalkten, mit blitzenden Scheiben unter den steilen Schiefergiebeln.

Das sind auch nicht der Heimat Menschen, die herb und verschlossen in ihrem Werktag stehen, die ihre Pflicht in schweigsamem Ernst erfüllen Tag um Tag - ein Leben lang. Das sind nicht der Heimat Menschen, die jetzt ihre Pflicht tun mit heimlicher Auflehnung und verschwiegenem Dienst, mit Ausbarren, Kämpfen, Sterben.

Es ist das Jahr 1938, das ein Jahr des Heiles wurde für unser Volk, das Jahr des Heiles am Anfang einer einigen Zukunft, die mit Blut beschworen.

Da geht Berta Rieger durch diese andere deutsche Landschaft - weiß, daß sie abseits geht, und wäre lieber daheim bei ihrer Pflicht und nimmt auch dieses Abseitsgehn als Pflicht.

Sie war Lehrerin, als der Weltkrieg zu Ende ging. Für Lehrer, die im Felde standen, tat sie den ersten Schuldienst. Als Neunzehnjährige stand sie zum erstenmal einer Klasse großer, starker Dorfjungen gegenüber; sie sollte sie zur Entlassung vorbereiten. - »Nehmen Sie sich in acht! Es sind ein paar ganz

gefährliche Kerle darunter! Die beiden Brüder in der letzten Bank standen vor dem Jugendgericht wegen Brandstiftung; sie wohnen auf einem entlegenen Hof; niemand will mit den Leuten zu tun haben.« So hatte der Oberlehrer gewarnt, als er die junge Lehrerin in sein Amt einführte. »Nehmen Sie sich in acht!« - ja - aber dann kam es doch sehr bald, daß sie den einen der beiden Brüder einer Lüge wegen zur Rechenschaft ziehen mußte. »Nach der Schule werde ich mit dir reden. Du bleibst hier!« hatte sie ihm gesagt. »Bitte, der bleibt nicht hier!« flüsterte neben ihr ein ängstlicher Bub, »der ist immer davongegangen.« Die junge Lehrerin fürchtete sich vor dieser Stunde mit dem starken Bengel, allein in dem verlassenen Klassenzimmer, vielleicht mehr als der Missetäter. Nachdem sie die Kinder zur Straße hinuntergeführt hatte, stand sie dem finsternen Burschen gegenüber, der fast einen Kopf größer war als sie selbst. Viel sprach sie nicht, aber aus tiefster Überzeugung kam das Wort: wie schändlich Lügen ist. - Der derbe Junge aber hat von diesem Tag an fast ehrfürchtig an ihr gehangen.

Nach Monaten kam sie fort in das Nachbardorf, in diese arme, arme Gemeinde, deren Häusler so tief in Schulden steckten, daß sie dem Gutsherrn fast genau so leibeigen dienen mußten wie einstmals vor Hans Kudlichs befreiender Tat. Vierzig Kinder saßen dort vor ihr: beinahe alle erbkrank, unterernährt vom Kriegselend, rachitisch seit Kindertagen her; sieben Schwertschwachsinnige waren dabei, die kaum den eigenen Namen behalten konnten.

Von diesem Dienst wurde die junge Lehrerin in die Stadt berufen, zu halbwüchsigen Mädchen. Wo ein Lehrer zum Felddienst einrücken mußte, dort übernahm sie seinen Unterricht - heute Geschichte und Deutsch, morgen Chemie oder Turnen, Schönschreiben oder Geometrie - es gab zu lernen und zu verlernen bis in die späte Nacht.

Als Berta Rieger an der Stadtschule Dienst tat, ging der Krieg zu Ende mit Sorgen und in tiefer, schmerzhafter Schande. Der Vater zerbrach fast an diesem »Friedensschluß«. Der Bruder war mit einem Lungenschuß im Lazarett von Bozen



von den nachrückenden Italienern gefangen worden. Kurz flackerte die leidenschaftliche Bereitschaft in der Heimat auf: »Wir dürfen unsere Heimat wählen! Unser Geschick ist uns in eigene Hand gelegt. Wir fordern unser deutsches Sudetenland.« Darauf kam der Schlag; zu der Schande deutscher Zerfetzung und Unterwürfigkeit, daran man ohnedies so lastend trug, fügten die »Sieger« das Unrecht: Sudetenland ging ein in den tschechischen Staat.

Ein blasser Novembermorgen war es, da mußte Berta Rieger vor ihre Mädchen treten und ihnen sagen: »Ihr sollt ohne Aufenthalt still nach Hause gehen. Die Tschechen kommen und unsere Stadt wird jetzt wohl tschechisch werden.« Die Ängstlichen weinten; einige, in denen das deutsche Gewissen frühzeitig ausgereift war, sprangen auf in Zorn und Haß. »Unser Bürgermeister will es, daß Ihr ruhig nach Hause geht. Wir gehorchen«, sagte Berta den einen und zwang die Widerstrebenden. »Kommt, ich begleite euch noch heim!« sagte sie den Furchtsamen. Als sie die Kinder sicher wußte, kam sie zu den eigenen Eltern. Die Mutter saß im dunkelsten Winkel der Wohnung und weinte haltlos. Der Vater sprach den ganzen Tag nur immer die gleichen Worte in ohnmächtiger Wut: »Wenn wir alle zusammenhielten, wenn wir sie einfach nicht hereinließen: kein Mensch könnte uns zu diesen Tschechen zwingen.« - »Vater, wir sind nur wenige, zu wenige gegen den neuen Feind der Fahnenflüchtigen, die unsere deutschen Regimenter verrieten und verließen seit 1914. Sie haben Schutz von der ganzen Welt, die gegen Deutschland steht. Aber wir, Vater, wir haben kein Deutschland mehr.« - Dann waren die Tschechen eingezogen in eine tote Stadt, in der die Fenster geschlossen, die Laden herabgelassen blieben, in der ein wenig tschechisches Landvolk aus den Dörfern rundum schrie und fang.

Wenige Wochen nach dem Einzug wurden die Lehrer zur Eidesleistung in das Rathaus befohlen. - Hatte Berta nicht als erste Erzieherin einem Bauernburschen gesagt: wie schändlich lügen ist? Und nun sollten sie alle, alle lügen! Sollten heute den Meineid mit Handschlag leisten, sollten lügen morgen, übermorgen, all die Jahre einer aussichtslosen Zukunft vor deutschen Kindern. Da würde es niemals einen deutschen Glauben, eine deutsche Geschichte, deutsche Kunst und deutsches Wesen geben; da würde man kein deutsches Vaterland mehr kennen, keine deutsche Schrift mehr üben; verschämt geduldet nur würde die deutsche Sprache sein. - Ja, viele würden den Eid leisten müssen, deutsche Lehrer und Beamte; alle, die für Frau und Kind zu sorgen hatten, die nicht mehr jung genug waren zu neuem Beginn, die keine Hilfe wußten für Monate und Jahre ohne Arbeit. Ja, viele, die meisten würden dies Gelöbnis auf den neuen Staat schwören und würden heimlich ja doch in deutschem Geist den Dienst versehen.

»Vater, ich will den Eid nicht leisten«, sagte Berta Rieger zu ihrem Vater. »Erlaub mir, daß ich abschwören kann, daß ich Neues beginne!« - Der Vater sagte kein Nein darüber. Er hätte wohl selbst nicht anders vermocht - er, dem Tiroler Trotz den Nacken steifte, der rücksichtslos derb nie anders als Wahrheit gesprochen hatte, er mit seinem abgründigen Haß gegen alle Lügen dieses »Friedens« von 1918.

Als die Lehrerschaft im dunkelgetäfelten Rathausaal beisammen saß, als der tschechische Kommissar die Eidesformel verlas, als er von einem zum anderen ging und jeder mit Handschlag versicherte: »Ich gelobe es!« - als da ein Kopf nach dem anderen tief auf die Brust sinkt und die Stille so dumpf und lähmend wird, als wären hunderte in einem Grab versammelt, da sagt eine junge Lehrerin und hält die Hand am Rücken fest: »Ich leiste diesen Eid nicht!« - Erstaunt prallt der Kommissar zurück, läßt die ausgestreckte Rechte sinken, sagt mit seinem harten, fremdbetonten Deutsch: »Bitte - wie Sie wollen!« - Ein paar der Nachbarn beugen sich vor, fragen: »Was hat sie gesagt?« - »Was war denn da?« Aber die Erregung versinkt in dem zähen Schweigen der Hundert, die der verpfändeten Freiheit nachsinnen. »Ich gelobe es!« - »Ich gelobe es!« murmelt wieder einer nach dem andern zwischen zusammengebissenen Zähnen.

Abseits lassen sie die junge Lehrerin stehen, die angesichts der Gewalt so unvorsichtig gewesen.

Dann war Berta Rieger fortgegangen und hatte das Neue in Wien begonnen und später in Deutschland abgeschlossen.

Es begann der Krieg nach dem Kriege, der zwanzigjährige Krieg gegen alles Deutsche, das sich in den vier Jahren noch nicht verblutet hatte, das wieder zu wachsen begann in einer unerschöpflichen, unerschöpften Lebenskraft, trotz wirtschaftlicher Not, trotz Hungern und Frieren.

Wie Tausend und aber Tausende erkämpfte sich Berta die Staatsprüfung für Musik. Sie rechnete und sparte, sie hungerte und fror wie die anderen. Die Inflation kam und der Vater verlor das Ruhegehalt. Wer kümmerte sich um die Staatenlosen nach dem zerfallenen Österreich! Mühselig verdiente die Studentin das Nötigste mit Stopfen und Flickien, mit Nachhelfstunden an Kinder, mit Deutschunterricht an Ausländer. Während dieser schweren, einsamen zwei Jahre, da Berta in der Fremde lernte, rechneten und sparten die daheim wie sie, halfen sich mit dem Verkauf kostbarer Bücher und Bilder, vermieteten die Zimmer; die Mutter stückte für ein Geschäft, der Vater suchte Schüler wie Berta in der Stadt.

Diese Zeit des Darbens ging vorbei. Berta Rieger kam heim und begann ihr Schulwerk. Sie hatte in Deutschland einen Kreis gefunden, dem Musik nicht um des Wohlklangs willen und des Kunstgenusses wegen kostbar war. Sie hatte erlebt



und gelernt, daß Musik formt und erzieht, daß sie führen und folgen lehrt, ein strenges Gefüge der Sänger und Spieler in Eintracht bildet, daß sie Gemeinschaft gründet. So griff sie ihren Schülerkreis an. Das war ungewohnt in der kleinen Stadt, die unter der fremden Herrschaft des tschechischen Staatsvolkes abgeschnitten war von dem deutschen Erwachen im Reich.

Wie - hier sollten Mütter darauf verzichten, ihre Töchter und Söhne als junge Virtuosen bewundern zu lassen? Hier sollten die von Tanten und Großmüttern bestaunten Wunderkinder in der Schar singen und geigen? Hier gab es für ehrgeizige Väter nach Jahr und Tag noch keine Einzelleistungen? Und wie langsam ging dieser Weg, wie unendlich viel Geduld forderte es, vom inneren Wesen der Musik zum Musizieren zu kommen! Gab es nicht Konzertstücke, die man anderswo in einem halben Jahr zu spielen lernte? - Zehn Jahre lang rang Berta Rieger um Verstehen und stand abseits von den vielen, die noch die früheren Wege gingen - jene Wege auch, die man in Prag zu gehen gestattete: auch die Musikpflege immer noch lenkend im Sinn der Überheblichkeit, der Aussonderung des Einzelwesens; eine Musikpflege treibend, die Beethoven und Mozart, Gluck und Haydn auf Konzertprogrammen nur gelten ließ, wenn daneben Smetana und Dvořák in gleicher Zahl vertreten waren, die jene Bünde verächtigte, die das deutsche Volklied suchten und fingen.

Die Musiklehrerin Rieger fand nur eine kleine, treue Schüler-schar. Dazu rief man sie später an eine Mädchenschule zum Gesangsunterricht. Niemand fragte nach dem einstmaligen verweigerten Eid. Hatte man das vergessen? War er nicht nötig für diesen Unterricht, der halb verloren so nebenbei mitgeschleppt wurde? - Berta gab sich ihrer Aufgabe mit aller Schwungkraft hin und kämpfte in dieser einen wöchentlichen Unterrichtsstunde unermüdlich darum, in den jungen Menschen Musik zu wecken und Liebe zu deutscher Kunst zu entfachen. Zu allen Schulfesten, zu allen Festen versuchte sie's. Aber die deutsche Jugend war ja so matt in diesen un-deutschen Schulen. Konnte man überhaupt freudig singen, wenn es galt, den Tag etwa zu begehen, der deutsches Land in Knechtschaft verraten, die Geburtstage jener Seelenverkäufer zu feiern, die deutsches Wesen erhandelt und unter ihre Herrschaft geschwindelt hatten? Verlor da nicht das geliebte deutsche Lied alle Heiligkeit? In solchen Stunden stand Berta Riegers Herz versteinert. Nun tat sie ja doch, was sie niemals beschworen!

Dann kam der Aufbruch im Reich, und heimlich begann das Erwachen jenseits aller Grenzen, wo Deutsche lebten. Jugend tat sich zusammen, die Erwachsenen sonderten sich aus.

Der Erwachsenen, die bei Berta Rieger gefungen und gegeist, waren immer nur wenige gewesen. Zwei, drei fremdvölkische Schüler blieben aus. Noch geringer wurde die Zahl, als man

der deutschen Heimatstadt die Ämter nahm und die Beamten verfezte, als man deutsche Schulen schloß und verengte, als die deutschen Kaufleute unter der Überlast von Steuern und dem tschechischen Boykott verarmten. Und wer wollte auch noch Musik hören, wer wollte selbst Geige spielen in dieser trostlosen Zeit, in der noch kaum jemand zu glauben wagte, daß der deutsche Tag einmal auch hierüber scheinen müßte aus dem Reich zu den an Feindesland Verpfändeten jenseits der Tore?

Die Jungen und Mädels aber, die bei Berta geigen gelernt hatten, wurden von den Jugendgruppen gerufen. Sie übten dort, man schulte sie dort; sie hatten nicht Zeit für zweierlei Musikpflege und gaben die Stunden auf - lieber den Unterricht als ihre Gemeinschaft.

Ja, es gab Jugendführer, die Bertas Arbeit als Raub an ihrer jungen Gefolgschaft deuteten. Es gab viele, die da sagten: »Ein Lehrer hat nicht das Recht, eine Gemeinschaft zu bilden zu Arbeit, Fest und Spiel! Dies Recht eignet allein der Jugendgruppe. Zersplitterung darf es nicht mehr geben.« Auch Bertas leidenschaftliche Bereitschaft: »So ruft mich doch in eure Mitte! Ich will doch gern mit auch aufbauen!« - auch dies verhallte. Das Abseitsstehen wurde bitterer denn je. Es wurde Verbannung.

Als letztes kam der Sommer 1938. Haß loderte heißer von Tag zu Tag. Der eine gewaltige Schrei: »Wir wollen heim ins Reich« war an Blut und Qual, in Not und Niedertracht nimmer zu ersticken. Giftig reckten sich die letzten Herrschgelüste. Zu letzter Stunde wühlten noch einmal die Gewaltigen des Lügenstaates im großen und kleinen.

Da verlor Berta Rieger auch die wenigen Gesangsstunden an der Schule, fast das einzige, was ihr von all ihrer Arbeit geblieben. - »Es liegt eine Anzeige gegen Sie vor«, sagte ihr eines Tages die Leiterin der Schule. »Jetzt, wo man Sie angezeigt hat, daß Sie 1918 den tschechischen Diensteid verweigerten, kann ich Sie selbstverständlich nicht mehr halten.« - Ja, das sah Berta ein. Widerrufen? Betteln? Ach, wozu! Es war ja auch sonst die Arbeit zerfallen!

Wer die Anzeige erstattet? Das wußte niemand. Oder wußte man es doch und wagte es nicht zu sagen? Ahnte man es? Wer von den Kameraden allen stand denn gegen den heimlichen Kampf bei Lehrer- und Schülerschaft? Wer von allen hatte seine Ehre der tschechisch-jüdischen Gewalt verpfändet? Nein, es war nicht schwer zu raten, wer die Anzeige erstattet.

Als das neue Schuljahr im September 1938 begann, war Berta Rieger in dieser anderen deutschen Landschaft. Sie hatte hierhin und dorthin geschrieben, zwölf, fünfzehn Briefe, um irgendwo einen neuen Halt, um Arbeit und Brot zu finden. Aber wer wagt, einer Frau von vierzig Jahren einen Wirkungskreis zu öffnen? Wer glaubt, daß ein solcher Mensch



noch frisch und stark mit Jugend musizieren kann? Wer vertraut darauf, daß die geschriebenen Worte eines Fremden wahrhaft und ehrlich bezeugen: »Ich bin treue Pflichterfüllung und rastlose Arbeit gewöhnt.« - Niemand glaubte. Vergeblich schrieb Berta Bewerbungsbrief um =brief. Es kam eine Abfage um die andere.

Bei Verwandten im Waldviertel hatte die Musiklehrerin aus Schlesiens ein Obdach gefunden. Sie stand im Acker neben der Magd und grub und hackte, sie brach Mais wie die anderen Frauen aus dem Dorfe, stetig Schafft um Schafft. Unheimlich still und sonnenklar zogen die Tage über dem friedlichen Land.

Wie konnte es hier so freundlich still sein, wie konnte man stetig graben und hacken Tag um Tag, da doch oben, in den dunklen Waldbergen Schlesiens, Meuchelmord und teuflische Grausamkeit tobte? Da deutsches Blut floß unter Peitschen, Kolben und Knüppeln, da Menschentiere auf deutsche Kinder schoffen? Wer war dabei bei diesem Leiden und Sterben, wer wagte die Flucht aus dieser Hölle? Berta Rieger sah junge Gesichter und alte auftauchen und vergehen, sah sie alle blaß und verzerrt, in Todesangst, in verbissener Wut, in verzweifelter Gegenwehr. Sie sah hier einen Freund ohne Waffen in den Tod taumeln, sah die Mutter ihre qualvollen Krämpfe bekommen im Schreck, sah ein paar Kinder sterbensesam durch unbekanntem Wald irren, der deutschen Grenze zu. Ach, wer war dabei von denen, die sie kannte, um die sie sorgte? Und galt es auch keinem der ihren: waren nicht Hunderte und Hunderte dabei, die der gleichen Notgemeinschaft angehörten wie Mutter und Freunde? Dieser Notgemeinschaft, die auch feelisch ausgehungert und eingekerkert wurde mit Ungeviß und Lüge!

Nacht für Nacht, noch nach der ungewohnten Feldarbeit, ging Berta Rieger den schmalen, felsigen Waldsteig zum nächsten Bauern, der einen Empfänger besaß. Dort saßen Frauen und Männer beisammen im gelben Schein der Petroleumlampe. Dort saßen sie schauernd und würgten am Zorn und Empörung. Dort warteten sie mit groß geöffneten Augen, in eine weite Ferne schauend, die knorrigten Hände gefaltet, die scharfgekanteten Köpfe stolz erhoben, als der Führer sprach, als der Führer Gericht hielt über Prag und zur Entscheidung rief. Dort saßen sie beisammen mit erlösten Gesichtern in jener heiligen Morgenfrühe, da er den gegnerischen Mächten endlich, endlich den Entschluß zum Frieden abgerungen. War das qualvolle Warten von Tagen und Wochen diese Stunde der Umkehr nicht tausendmal aufgewogen von dieser Morgenfrühe? - Ja, dort unter der drückenden Balkendecke im fahlen Licht das Deutschlandlied zu singen inmitten der ungefügen Stimmen: das griff gewaltiger in Bertas Herz als jede andere Musik, die sie jemals gesungen und gespielt.

Nun waren diese Nächte vorüber, da die Schlesierin den einsamen Weg durch den Wald der Ostmark gegangen. »Könnte ich nur einem einzigen daheim einen Weg bahnen durch gefährliches Dunkel besetzter Wälder - ich ginge gern von Abend bis Morgen über die Felsen hin, auf und nieder, stetig auf und nieder!« hatte sie oft gewünscht. Abseits stehen - wieder abseits stehen, ausgeschlossen von dem Opfergang der Heimat - so als schmerzhaftes Bitternis hatte die Frau die »Sicherheit«, den »Frieden« den schönen klaren Herbst ertragen.

Die Tage der Heimkehr kamen für Sudetenland. Nun war erst Frieden geworden nach dem Krieg von 1918, Frieden nach zwanzig Jahren. Hätte der tote Vater noch diesen stolzen Tag erlebt, der die Schmach von damals zerriß!

Im Morgendämmern des ersten Oktober, als das fremde Dorf im Waldviertel noch schlief, zog Berta Rieger an dem Haus der Freunde die Fahne hoch, die heute zum erstenmal auch über der fernen Heimat frei in Lüften schwang. Im Wald, den sie so oft im Dunkel durchquert, standen ein paar Eichen im Unterholz. Eichenlaub krönte sieghaft die Fahne, die da aufbrannte wie das Morgenrot über dem schwarzen Wald.

Daheim, da zog wohl jetzt das Recht ein und die Kraft, da war das Grauen gebannt, da betete Übergewalt des Dankes und der Freude. Da sprach der Führer zu seinen Treuen, die ihn durch lange Not erwartet. - Wie das wohl ist, wenn man auf dem Marktplatz der schlesischen Stadt stehen kann, die gestern noch »tschechisch« war und heute mit rauschenden Fahnen und leuchtenden Herbstblumen den Führer grüßt? Kann man die Inbrunst dieser Stunde fühlen - so weit, weit entfernt? So abseits? - Und wenn ihre Schulmädchen nun Deutschlands Lieder sangen, wer hatte sie ihnen lehren dürfen in diesen glückseligen Tagen, da die Schule der Jugend zum erstenmal das bringen durfte, was Jugend vergeblich gesucht seit zwanzig Jahren?

Ach, abseits stehen in diesen starken Tagen des Beginnens, da aller guter Wille aufbrandet und um Mitschaffen bittet, fleht, schreit! Abseits stehen im einsamen Acker der Ostmark, wenn daheim in Schlesiens alle nach Pflichten greifen, jeder sich drängt zum Dienst am großen, gemeinsam heiligen Werk! Abseits stehen - wie lange noch? Für immer oder nur Tage noch, Tage lang und still wie Ewigkeiten?

Berta Rieger redet sich über dem zerfurchten Acker: »Deutscher Herrgott! Wenn du ein Gott des wachen Tages, der Kraft, des Willens und der Tat bist! Deutscher Herrgott, laß es nimmer lange zu, in dieser Zeit, da Abseitsstehen mehr denn jemals früher Sünde wider Geist und Blut!«



# K A R P A T O U K R A I N E

V O N H E I N Z B R A U N E R

Die folgenden Zeilen sind einem Tagebuch entnommen, das ich Ende Juli und Anfang August anlässlich einer Fahrt in die Karpatenukraine niederschrieb. Als ich sie damals aufzeichnete, konnte ich noch nicht wissen, daß wenige Monate später dieses kleine Fleckchen Erde im Mittelpunkt des politischen Geschehens stehen würde. Damals trug dieses »autonome« Gebiet den Namen »Karpatenrußland« - tschechisch Podkarpatská Rus -, und es war ein im Innern politisch und kirchlich zerrissenes, von Prag ausgenütztes Land, heute ist es eine durch den Wiener Frieden freigewordene Heimstätte eines Bruchteiles des großen ukrainischen Vierzigmillionenvolkes. Zwar sind durch den Wiener Schiedspruch auch Mukačevo (heute Munkács) und die damalige Hauptstadt Užhorod (heute Ungvár) an Ungarn gefallen, aber ich glaube, daß sie - und besonders Užhorod - auch weiterhin eine nicht unwesentliche Rolle im kulturellen und religiösen Leben des ukrainischen Volkes spielen werden. In beiden Städten wurde und wird noch die geistliche Führerschaft der Ukrainer herangebildet, in beiden Städten befanden sich die einzigen ukrainischen Druckereien der Karpatenukraine, hier kamen die ukrainischen Zeitungen und Bücher heraus. Die neugezogene Grenze läßt den eigentlichen Charakter der Karpatenukraine noch deutlicher und schärfer hervortreten als je zuvor. Die überwiegend von Madjaren bewohnte Theisebene fiel an Ungarn, und es blieb als selbständiger Staat das waldige Gebirgsland der oberen Theiß und ihrer aus den Karpaten herabströmenden Nebenflüsse zurück. Und dieser eigentlichen Karpatenukraine galt auch damals bereits mein Interesse.

+

Oderberg, die tschechische Grenzstation, liegt bereits hinter mir, und nun fährt der Schnellzug an den Industrieanlagen des Ostrau-Karwiner Gebietes vorbei, oft nur auf Steinwurfweite von der polnischen Grenze entfernt. Hinter Teschen, der zwischen Polen und der Tschecho-Slowakei geteilten Stadt, arbeitet sich die Maschine mit der langen Wagenschlange keuchend zum Jablunkapaf, der alten schlesischen Grenze, hinauf. Bis hierher hat das Land rechts und links der Eisenbahnstrecke auch wirklich noch ein schlesisches Gesicht.

Sanft gewellt breitet sich die fruchtbare Landschaft aus. Wiesen und Felder wechseln mit kleinen Waldinseln; in den bachdurchflossenen Tälern liegen langgestreckte Dörfer, während vereinzelt Bauernhöfe die Berghänge hinaufklettern. Unwillkürlich muß ich bei diesem Bild, bei diesen Häuschen der Gebirgsbauern mit dem hohen Dach und den kleinen weißen Fenstern, dem Blumengärtchen vor der Tür, den fauberen Jungen und Mädchen, die ihre Kuh oder ihre Ziege auf einem Grasflecken längs der Bahnstrecke hüten, an die Graffchaft Glatz denken.

Die Durchfahrt durch den Jablunkapaf bringt mich in die Slowakei, in das Land der Berge. Bis Kaschau, also auf einer Strecke von fast 300 Kilometern, windet sich der Zug in den Tälern der Waag und des Hernad entlang, und erst kurz vor dieser Stadt treten die Berge zurück, um sich zur nordungarischen Ebene zu öffnen. Kaschau wird die Hauptstadt der Ostslowakei genannt. Wenn sich auch diese Stadt seit dem Ende des Weltkrieges stark slowakifiziert hat, so trägt sie doch in ihrer Anlage und in ihren großzügigen Bauten ein ungarisches Gesicht, das selbst nicht durch einige moderne Bauten tschechischer Architekten beeinträchtigt wird. Breite Straßen, mit bunten Fahnen und Fähnchen geschmückt und von der Sonne durchglüht, an den Häusern und Hotelpalästen angebrachte Plakate und Aufschriften rufen dem Einheimischen und dem Zugereisten entgegen: »Besucht die Ostausstellung!« Und dieser Ústava východu (Ostausstellung) gilt auch mein Besuch. Zwar war bereits eine Woche seit deren Eröffnung vergangen, aber die großen symbolischen Gestalten am Eingang, ein Teil der geschichtlichen Ausstellung und viele Abteilungen der Ausstellungshallen waren noch nicht fertig. Vielleicht war der Rahmen zu groß gespannt oder - und dieser Eindruck verstärkte sich immer mehr in mir - man wollte mit dieser Ausstellung eigentlich für den tschecho-slowakischen Staat Propaganda machen, indem man durch übermäßige Betonung des Politischen, der tschechischen Aufbauleistung in der Slowakei, den wirtschaftlichen Zweck einer solchen Ausstellung völlig in den Hintergrund drängte. Auch die Karpatenukraine war reich vertreten. Ihr Holz-



reichtum räumte ihr den ersten Platz in der Halle der tschecho-slowakischen Forstwirtschaft ein; aber auch unter den Modellen der in der tschechischen Zeit wesentlich umgestalteten Städte sah ich Užhorod, wobei Lichtbilder den Unterschied gegenüber früher betonten.

+

Von Kaschau führt mich ein beschleunigter Motorzug nach Užhorod, der Hauptstadt des autonomen karpatenrussischen Gebietes. Der Zug ist übervoll. Geschäftsreisende, meistens Juden, Soldaten und Ausflügler, die in diesem Jahre besonders die Karpatenukraine als Ziel gewählt haben, drängen sich in dem großen Durchgangswagen. Das viele Gepäck - aus Spar- samkeitsgründen pflegen die jüdischen Händler ihre Körbe und Kisten, Obst, Fleischwaren und Geflügelsendungen nie als Frachtgut aufzugeben - macht die Fahrt nicht angenehmer; dazu kommen die verschiedensten Gerüche der oft schmutzigen, bisweilen sogar zerlumpten Insassen, die sich mit dem Rauch der selbstgedrehten Zigaretten und der Tabakpfeifen und dem Duft der Käse-, Melonen- und sonstigen Obstreste, die auf dem Boden des Abteils herumliegen, mischen.

Hinter Čop wird die »Grenze« überfahren, die die Slowakei von der Karpatenukraine trennt. Und doch bleibt das Bild das gleiche. Es ist dieselbe sich weit ausdehnende Ebene, die aber keineswegs langweilig und eintönig wirkt. Mais- und Tabakfelder haben einen buntleuchtenden Saum bekommen, Sonnenblumen in übermannshoher Größe neigen ihre gelben Köpfe den Vorüberfahrenden zu. Dörferweise wechseln die Formen der Heustadel auf den Feldern, fast ebenso häufig ändert sich auch die Bauweise der kleinen Hütten, an denen mich der Zug vorüberträgt. Mit Stroh gedeckt, oft ohne Schornstein, machen diese kleinen Häuschen einen einfachen und armeligen Eindruck. Die hohen Schwengel der Ziehbrunnen unterbrechen die weite Einförmigkeit der Ebene.

+

Schon am frühen Morgen schlendere ich gemächlich über den Marktplatz von Užhorod. Es macht mir Spaß, den erwachenden und sich allmählich steigenden Betrieb mitzuerleben. Es ist ein unruhiges, farbenprächtiges Bild, das sich vor meinen Augen auf tut. Reichhaltig ist der Markt besetzt. Außer Kraut, Kohl, Gurken, Birnen und Pflaumen, besonders aber Bohnen, die eine Hauptnahrung der ukrainischen Bevölkerung bilden, locken Melonen in allen Farben und Formen, goldgelb leuchtende Maiskolben, süße, saftige Trauben aus dem Tokajer Bezirk und tief schwarz glänzende Brombeeren aus den Gebirgswäldern der Karpaten die Käufer und Käuferinnen heran. Die Bäuerinnen der Umgegend haben ihre Butterballen und wahre Wagenräder von Schafskäse auf saubere Tücher ausgebreitet, in Kannen und Krügen haben sie Milch und Sahne mitgebracht, und einige von ihnen bieten Pilze an, die

auf ein Stückchen Papier ausgeschüttet sind. Eine Preistafel mit gesetzlich geregelten Festpreisen, die ich hier in dieser Gegend nicht erwartet hätte, soll dem Feilschen und Handeln jüdischer Zwischenhändler und Aufkäufer einen Riegel vorschieben und der ländlichen ukrainischen Bevölkerung wenigstens einen etwas erträglichen Absatz ihrer landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die hier in Hülle und Fülle vorhanden sind, gewährleisten. Denn auch hier in Užhorod ist der vermögende Teil der Stadtbevölkerung jüdisch - fast ein Viertel der Bevölkerung sind der amtlichen Zählung nach Juden. Ihnen gehören alle großen, fast vornehm wirkenden Geschäfte der Innenstadt, ihnen gehören die Gasthäuser und Hotels, der größte Teil der Laden und Lädchen, die mittleren Industrieunternehmen und die am Ungfluß gelegenen Holzlager und Sägewerke. Und so finden wir sie auch auf dem Markt: die jüdischen Aufkäufer und Zwischenhändler, aber auch die »vornehmen« Jüdinnen, gefolgt von ihren ukrainischen Mädchen in reich gestickten Trachten, die ihnen die Henkelkörbe nachtragen. Da sie um den Preis nicht handeln können, so bemäkeln sie die Ware, kosten die Butter, greifen in die Beeren und wandern von Stand zu Stand. Es dauert schon eine gute Weile, ehe ihr Korb gefüllt und ihr Redefluß erschöpft ist. Aber man hat ja viel Zeit in dieser Gegend, in der die Erde den Menschen mit ihrem Reichtum überschüttet. Dazwischen aber huschen geschmeidig durch die Menge braun-gebrannte Zigeunerweiber, oft mit dem Jüngsten an der nackten Brust. Sie sind überall ungebetene Gäste. Sind sie satt, dann lungern sie am Rande des Marktes herum, rauchen eine Zigarette nach der andern und warten mit ihrer reichen Kinderchar auf das Fest der Nachlese. Die Männer werden wohl inzwischen ihrem »Erwerb« nachgehen, das heißt nach Zigeunerart sammeln, finden und musizieren. Die Jungen besuchen vielleicht die hier in Užhorod bestehende Zigeunerschule, auf deren Stundenplan das Fach Musik an erster Stelle steht. Aber ich wage nur ein »vielleicht« hierher zu schreiben, denn der Tag ist selbst bei einer »Schulpflicht« zu schön, um einen Zigeunerjungen in der Schule festzuhalten.

+

Die ungünstigen Verkehrsverhältnisse lassen nur zwei Wege offen: der eine führt das Ungtal hinauf, in die rein ukrainischen Gebiete von Perečín und Berezný, um dann über den im Weltkrieg umkämpften Užokpaß nach Galizien herüberzuführen, der andere, den ich wähle (weil ich ja mehr von der Karpatenukraine kennenlernen möchte) geht über Čop durch die großen nordungarischen Ebenen nach Osten. Ein kleiner Bahnhof und ein Dorf in dieser weiten Fläche, Bakovo, zwingen trotzdem meinen Schnellzug zu einem Aufenthalt, und bald ergießen sich aus dem Zug, aber auch aus den Wartefallen große Scharen von Reisenden, meistens langbärtige, in Kaftane eingehüllte Juden. Des Rätsels Lösung ist



nicht schwer. Hier zweigt die Nebenstrecke nach Mukačevo ab, dem auch auf der Rückreise mein Besuch gelten wird.

An den Weinbergen von Berehovo - von hier kam aus dem alten Vorkriegsungarn ein Teil des bekannten Tokajer Weins - geht es vorbei. Zweimal wird die Theiß gekreuzt; an ihrem Ufer ragt wie ein wohlgefügtter Klotz eine Burg aus der flachen Landschaft heraus. Die Berge, die bisher nur als bläulich schimmerndes Schattenbild den Hintergrund säumten, treten immer näher an das nördliche Theißufer heran. Der Zug hält wieder in einem kleinen Städtchen. Es ist Chust, von dem der amtliche Reiseführer verrät, daß es der Sitz eines Bezirks- und Finanzamtes und eines Bezirksgerichtes ist. Die Stadt liegt an der Rika, etwas oberhalb deren Einmündung in die Theiß. Über ihr thront die alte Burg, die, bereits im Jahre 1090 angelegt, fast tausend Jahre Kampf um diesen Winkel südlich der Karpaten erlebt hat, und die nun auf ein Städtchen herabschaut, das mit feinen niedrigen, unscheinbaren Häusern und dem betriebsamen Markt ein gleiches Bild bietet, wie ich es auch in den übrigen Landstädtchen der Karpaten-ukraine fand. Von hier aus führt einen der Autobus hinauf in die Berge nach Volové und Sinovir, den ukrainischen Dörfchen, die zwischen über tausend Meter hohen Bergen eingebettet liegen.

Von Chust aus geht es im Theißtal entlang. Auch das Südufer des Flusses wird jetzt von Bergen eingefast, über deren vorderste Höhen bereits die rumänische Grenze läuft. Das Tal wird immer enger, und es wird von dem Fluß, der Bahn und der Straße fast völlig ausgefüllt. In den Erweiterungen zwischen den Bergen liegen die Siedlungen. Für fast vierzig Kilometer verläßt die Strecke den Boden des Staatsgebietes und führt durch rumänisches Gebiet an der Stadt Marmaros-Sziget vorbei. Kurz vor Trebusany ist der Korridorzug wieder im ukrainischen Gebiet. Rachov ist der erste größere Haltepunkt.

+

Ich stehe vor einem kleinen Holzhäuschen am Ufer der Theiß, das mich für einige Tage aufnehmen soll. Überrascht trete ich in ein sauberes, fast modern eingerichtetes Zimmer. Von außen hätte ich diesem Häuschen einen solchen Raum nie zugetraut. Meine Wirtin ist eine Ukrainerin; ihr Mann, von Beruf Zimmermann, ist Deutscher. Die ganze Woche arbeitet er oben in den Bergen bei dem Bau der Klauen, während die Frau das Vieh und das kleine Stückchen Gartenland besorgt und ihr Schlafzimmer für einige Tage oder Wochen an Fremde vermietet. Ich unterhalte mich oft mit ihr, denn sie spricht außer Ukrainisch und Tschechisch, was auch ich verstehe, etwas Madjarisch und Deutsch. Aus ihren Erzählungen bekomme ich ein gutes Bild von dem Städtchen Rachov, aber auch besonders von den Sorgen und Meinungen dieser Leute. Sie ist in dieser Stadt geboren und erzählte mir, daß in ihrer Jugendzeit nur

zwei jüdische Familien in diesem Ort ansässig waren. Heute gibt es nur noch gut ein halbes Dutzend christlicher Geschäfte. Alle übrigen sind von den nach dem Weltkrieg aus Galizien herübergewanderten Juden aufgekauft worden. Ihre Abneigung gegen diese war ebenso ehrlich, wie ihre Abneigung gegen den Krieg, den sie als Mädchen miterlebt hatte. Die Russen waren über die Karpaten herüber das Theißtal abwärts bis Marmaros-Sziget vorgedrungen, und sie mußte damals mit ihren Eltern in die Berge flüchten.

Auf dieses Gespräch hin sah ich mir am nächsten Tage einmal das Städtchen genauer an. Es war »Schabbes«, und wirklich waren fast alle Geschäfte bis auf das tschechische Touristenheim, ein Eiscafé, ein Andenkengeschäft und noch zwei, drei Läden geschlossen. Dafür strömen die ausnahmsweise sauber gekleideten Juden den beiden Synagogen zu. Die langen Schläfenlocken, die auch schon die dreijährigen Jungen tragen, sind sorgfältig gebürstet und gewickelt; gepflegt sind auch die Patriarchenbärte der Männer. Ein paar Schnappschüsse muß ich mir zum hohen »Feiertag« schon leisten, zumal ich den Widerstand der anderen Seite fühle. Es wird eine fast spannende Jagd. Vor den beiden Bethäusern ein ohrenbetäubender Lärm, dafür ist die Hauptstraße für eine Stunde einmal auffallend still.

+

Ich möchte in das Tal der Weißen Theiß, um die Gemeinde Bohdan zu besuchen, die das östlichste und zugleich der Fläche nach größte Dorf auf dem Gebiete der Tschecho-Slowakei ist. Aber die Verbindung ist schlecht, und so bleibt mir nichts übrig, als gemeinsam mit einer kleinen Gesellschaft einen Kraftwagen zu mieten. Zunächst geht es auf der Staatsstraße bis zum Zusammenfluß von Schwarzer und Weißer Theiß, wo auch wirklich dunkle und helle Wassermassen aufeinander treffen und sich miteinander vermischen. Dann beginnt eine holprige Fahrt auf einer Straße, die man in Deutschland wohl zur Gattung der Feldwege rechnen würde. An den Hängen und im Tal liegen, oft weit auseinandergezogen, die kleinen Holzhäuschen der Ortschaft Bohdan, im und am Flußbett ungeheure Holzmassen, die auf Weiterbeförderung warten. In allen Seitentälern liegen um das Dorf Bohdan herum die Klauen; einer von ihnen, der am Fuße des 1940 Meter hohen Pop Ivan liegenden Klause Kvasný, gilt mein Besuch. Quer über das Bachbett legt sich ein mächtiger Holzbau, fast achtzig Meter lang und fünfzehn Meter hoch. Über eine halbe Million Tschechenkronen kostet ein solcher Bau, in diesem Lande, in dem eine Fuhre Holz für wenige Kronen zu haben ist. Schon daraus wird ersichtlich, welche Mengen Holz eine solche Klause, deren es eine große Zahl im Lande gibt, erfordert. Dabei ist deren Lebensdauer von fünfzig Jahren verhältnismäßig kurz. Der Betrieb einer Klause ist denkbar einfach. Eine hölzerne Verschlussklappe wird mit Hilfe eines Gewindes in die Höhe gewunden, und dann stürzt das angestaute Wasser



mit ungeheurer Wucht ins Tal hinab, die aufgebauten Flöße mit sich reißend. Zweimal in der Woche wurden damals gleichzeitig alle Klauen geöffnet. Diese Technik einer besseren Holzwirtschaft war erst im 18. Jahrhundert mit den deutschen Holzfällern und Holzarbeitern aus den Älpentälern ins Land gebracht worden. Deutsche sind es, die im Mokranka- und Teresvatal auch heute noch diesem Berufe nachgehen und auch in den übrigen Tälern als Zimmerleute und Vorarbeiter am Bau der Klauen tätig sind.

+

Nördlich von Rachov liegt, verwaltungsmäßig zu dieser Gemeinde gehörig, die Zipserei. Schon äußerlich unterscheidet sie sich von den ukrainischen Siedlungen durch ihre großen Häufer mit dem gepflegten Vorgarten, durch die rechteckigen Hofanlagen, um die sich Wohnhaus, Stall und Scheuer gruppieren. Wie anheimelnd war der abendliche Gang durch das Dorf. Dunkel lag über der Dorfstraße, über der sich der klare Sternenhimmel wölbte. Vor den Häusern und an den Hofeinfahrten saßen Gruppen zusammen, und unter der Linde am Dorfausgang, neben dem kleinen Kirchlein, sangen junge Burschen halblaut ein deutsches Lied. So fern der Heimat haben sich hier fast zwei Jahrhunderte in diesem zwischen Rumänien und Polen eingeklemmten Winkel ukrainischen Landes deutsche Sitte und deutscher Brauch erhalten.

+

Im oberen Tal der Schwarzen Theiß, im Mittelpunkt des Huzulengebietes liegt Jasina. Der Ort ist zwischen den Bergen eingebettet und ist derart weit ausgedehnt, daß er trotz der stattlichen Zahl von über 11 000 Bewohnern doch immer nur den Eindruck eines bescheidenen Dorfes macht. Ein Kino, das Postamt und ein Verwaltungsgebäude täuschen so etwas wie einen Ortsmittelpunkt vor. Alle Bewohner - außer den Juden natürlich - gehen in huzulischer Tracht. Männer und Frauen tragen weiße, weitärmelige Hemden, die um den Halsauschnitt und am oberen und unteren Teil des Ärmels reich bestickt sind. Die Frauen tragen über dem Hemd einen zweiteiligen, handgewebten Mattenrock, ein buntes Kopftuch über die Haare geschlagen. Beiden Geschlechtern gemeinsam ist aber die Weste aus Schaffell, deren Wollseite nach innen, die mit Stickereien und Troddeln verzierte Hautseite nach außen getragen wird.

Dieses bunte Bild wird noch viel farbenprächtiger, wenn man an einem Sonntag eine der vielen rechtgläubigen, mit dem Doppelkreuz geschmückten Holzkirchlein aufsucht. Durch die Fenster fällt das Sonnenlicht in den von der andächtigen Menge gefüllten Raum herein. Unter den bis zur Decke heraufreichenden Ikonen, auf denen bezeichnend für die östliche Malerei das Flittergold vorherrscht, verrichtet der in leuchtende Gewänder gekleidete Priester seine Gebets- und Meß-

handlungen. Der hohe Gesang des Geistlichen schwebt durch das Kirchenschiff, ihm antworten die ungeschulten Stimmen der Gemeinde, die in den Sang der zwei, drei Kirchenkrieger da vorn am Altar mit einstimmen.

An einem dieser kleinen Holzkirchlein, die in einer großen Zahl über die ganze Karpatenukraine verstreut sind, fand ich zu meinem Erstaunen, daß das Fenster über dem Eingang und das Fenster des Chors, die beide in der Ostwestachse des Bauwerkes lagen, in Form des achtspeichigen Sonnenrades angeordnet waren.

+

Etwas oberhalb von Jasina liegt das Dörfchen Zimir. Eine verhältnismäßig gute Straße führt von hier bis zur Höhe des Jablonica-Passes. In vielen Windungen steigt die Straße bergan. Rechts schiebt sich der dunkle Wald heran, zur linken Seite liegen Abhänge mit weidendem Vieh. Vereinzelt tauchen kleine, armselige Häuschen auf. Ein einziger Raum beherbergt Menschen und Vieh. Das Leben in diesen unfruchtbaren Bergen ist kümmerlich; der karge Boden läßt nur eine bescheidene Weidewirtschaft zu, und so darf es einen nicht wundern, daß für viele das Betteln zu einer bitteren Notwendigkeit geworden ist.

Zwei Soldatenfriedhöfe liegen etwas abseits der Straße. Zwischen hohen, dunklen Tannen liegen lange Reihen von Grashügeln mit einigen wildwachsenden Waldblumen, auf den Hügeln die lange Reihe weißleuchtender Kreuze, die alle keinen Namen tragen. Unbekannte Soldaten, die in den heißen Kämpfen des großen Krieges fielen, als die Russen von Ostgalizien über den Paß nach Ungarn einbrechen wollten.

Rund 930 Meter liegt der Jablonica-Paß über dem Meerespiegel. Über den Sattel läuft die polnisch-tschecho-slowakische Staatsgrenze, die aber auch hier, wie in anderen Fällen nur Volk von Volk trennt. Denn auch auf der »anderen« Seite, in dem Gebirgsdörfchen Jablonica, wohnen gleichfalls Ukrainer, die Brüder und Schwestern der Huzulen von Jasina, die ebenso wie diese von den Fremden und Neugierigen heimgejagt werden. Auch hier sind noch Spuren des großen Völkerzuges zu sehen: ein kleiner Soldatenfriedhof, Reste der alten Schützengräben und Stacheldrahtverhaue. Und dort nach Norden zu fällt das Gebirge in breiten Hügelwellen zur ostgalizischen Ebene ab, zu jener osteuropäischen grenzenlosen Weite.

Eine lange Fahrt hat mich aus dem Huzulenländchen nach Mukačevo geführt. Wie in Užhorod erwartet mich auch hier die gleiche Überraschung. Eine eintönige Straße mit kleinen einstöckigen Häusern bringt mich plötzlich zu einem großzügig angelegten Platz, mit eleganten Geschäften und noch eleganterem Publikum. Ich bin ja in der Stadt, die amtlich



bereits 43 v. H. Juden in ihren Mauern zählt; wenn man aber daran denkt, daß dies nur die Zahl der sich zur jüdischen Minderheit Bekennenden ist, der glaubt gern die Angaben von Sachkennern, die deren Anzahl auf rund 60 v. H. der Gesamtbevölkerung schätzen.

Nicht weit von diesem Platz finde ich wieder schmutzige Gassen, kleine mit dem verschiedensten Krimskram vollgepfropfte Läden, Kneipen, aus denen Dunst und Schreien auf die Straße tritt und quillt, - das Judenviertel. Aber auch der abendliche Bummel zeigt gleichfalls diese Gegenfäglichkeit. Auf der einen Seite des Marktes promenieren »europäisierte« Juden, elegant und oft aufgebblendet deren Frauen, Offiziere in gut sitzenden Uniformen, während gegenüber, auf der dunkleren Seite, die nicht von den großen Auslagen und Schau- fenstern erhellt wird, Rekruten, Kaptanträger, Bauersleute und Dienstmädchen einherstolzieren.

Es würde schwer fallen, unter der jüdischen Tünche das andere Mukačevo zu entdecken, wenn nicht einige Bauten davon zeugen würden. Der Palanok, die alte im 11. Jahrhundert bereits errichtete Burg, ragt auf einem steilen Bergklotz aus der flachen Ebene heraus und war einst der treue Wächter dieser alten Stadt. Am Nordrand liegt im Ortsteil Podmonastyr das Basiliuskloster, zu dessen hohen, weißen Gebäude alljährlich zehntausende Ukrainer hin wallfahren.

+

Noch einmal geht es aus der Ebene in die Berge hinauf. Schon bald nach der Abfahrt des Zuges erkenne ich, daß die Umgegend von Mukačevo gute Ansätze für eine industrielle Entwicklung zeigt. Holzstapel, Sägewerke und die große Tabakfabrik gleiten am Fenster vorbei. Nach zweistündiger Fahrt durch das Latoricatal komme ich in Volovec an. Dieses

kleine ukrainische Dörfchen ist in der letzten Zeit zu einem wahren Sommerfrischlerort geworden. Nicht nur Tschechen, sondern amerikanische und englische Reisefestlichkeiten fanden sich in diesem Sommer ein und gaben dem Ort ein unruhiges Gepräge. Rasch paßte man sich den neuen Verhältnissen an, indem man an der Hauptstraße neben die kleinen Holzhäuser große Hotelbauten setzte. Fast an jedem der kleinen Bauernhäuschen hängt ein Schild »Zimmer für Sommergäste frei«. - Für diese armen Bergbauern ist es ja die einzige Möglichkeit, etwas bares Geld zu verdienen. Und so schläft lieber die ganze Familie im Stall oder in der dunstigen Küche, nur um vielleicht fünf Kronen für ein Bett zu bekommen.

Hier in Volovec erkenne ich auch, wie anspruchslos diese Menschen sind, fein müssen, weil der karge Bergboden nur eine Kuh, eine Ziege ernährt und wenige Kartoffeln auf einem kleinen Fleckchen gedeihen läßt. Das Brot ist für sie schon eine feltene Nahrung; es muß aus der Ebene eingeführt werden.

Der natürliche Reichtum des Landes, das Holz und die vielen Heil- und Mineralquellen, nützen ihnen, den Bewohnern des Bodens, der sie hervorbringt, wenig. Sie gehören dem Staat, privaten tschechischen Unternehmern und den Juden, die natürlich auch den Kramladen, das Bakageschäft und das Wirtshaus als dörfliche Zwingburgen im Besitz haben.

Im Fluge vergehen die Stunden. Die Sonne liegt über den Tälern und Bergen und streut Licht und Schatten über das Land. Die Bergwasser schäumen, springen und eilen der Ebene zu, der dichte Wald rauscht, nur dünn klingt von den Bergwiesen das Bimmeln der Kuhglocken herunter. Weit liegen die Dörfchen voneinander entfernt, eingebettet in das Wogenmeer der blauen Bergwelt, in die Heimat der Karpatenukrainer.

## M A R Z S O N N E

freude auf Erden frommen und Schächern.  
Prall auf der Wand liegt Sonnenschein.  
farbenbunt glüht's auf den Ziegeldächern,  
Scharfe Schatten springen wegein.

Mädel bloßarmig, das hälschen blank,  
federnden fußes wiegen die hüften.  
Noch singt kein Vogel, die knospe nicht sprang:  
frühling fährt auf aus verschütteten Gräften.

Theodor Gollnisch



Kulturwoche des gesamt-schlesischen Raumes

Die Veranstaltungsfolge dieser Gaukulturwoche füllt ein Heft von mehr als 90 Druckseiten. Sie enthält Tagungen, Konzerte, Theatervorstellungen, Vorträge und andere Darbietungen in mehr als sechzig Städten und zahlreichen Dörfern, d. h. in allen bedeutenderen Orten des Gaues Schlesien und des benachbarten sudetenschlesischen Landes. In freundschaftlicher Vereinbarung mit der Gauleitung Reichenberg war das Gewicht der Gesamtveranstaltung auf die Überwindung der Sudetengrenze gelegt worden - sinnfällig wurde damit allen Schlesiern aufs neue die ungeheure, durch die Befreiungstat des Herbstes 1938 erreichte Veränderung vor Augen geführt. Was bisher überhaupt nicht oder nur unter mißtrauischer Beobachtung und vielerlei Erschwerungen und Drangsalen möglich war, ergoß sich nun in breiter Fülle über das ganze Land: Die Landesleitung Schlesiens der Reichsfilmkammer trat in Troppau, diejenige der Reichsschrifttumskammer in Trautenau zusammen, das Stadttheater Reichenberg spielte in Breslau Höllers »Schill« (es war zugleich die Uraufführung des Dramas), die Breslauer Bühne H. H. Ortners »Isabella von Spanien« in Reichenberg, ein entsprechender Austausch ergab sich zwischen Troppau und Neisse, zahlreiche sudetenschlesische Redner kamen zu politischen, kulturellen und gelehrten Vorträgen in die schlesischen Städte des Altreichs, während BDM. und HJ., Univeritätsprofessoren und Dichter, die Landesmusikschule und das Collegium musicum der Breslauer Universität und die Schlesische Philharmonie »hinüber« gingen, um dem Sinn der Kulturwoche und der Freude an der gegenseitigen Gemeinsamkeit den ihnen gemäßen Ausdruck zu geben. In der festlichen Aula Leopoldina der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität sprach Konrad Henlein über den sudetendeutschen Befreiungskampf - Henlein, der vor rund anderthalb Jahren die Ehrendoktorwürde unserer Universität erhielt, der auch während des Turnfestes einmal in der gleichen Aula gesprochen hatte und somit diese Kundgebung der Gaukulturwoche in den Zusammenhang der über alle diese Jahre hin nie erlahmenden reichs-schlesischen Anteilnahme am sudetenschlesischen Schicksalskampf stellte.

Hier hat die Gaukulturwoche in festlicher und vielfältiger Form nur etwas erfüllt, was seit dem Anschluß von beiden Seiten erwartet wurde. Schon im November und Dezember waren einzelne Städte mit den Absichten größerer Veranstaltungen vorgeprecht - seit den Befreiungstagen ergoß sich ein unaufhörlicher Besucherstrom in alle sudetenschlesische Ortschaften, kamen ungezählte Sudetendeutsche - oft nach jahrelanger Pause - nach Breslau und den anderen Brennpunkten der schlesischen Provinz. Alles das war jetzt im Rahmen dieser Kulturwoche des gesamt-schlesischen Raumes in einen Sinn gefaßt, der die Freude über das Erreichte verbindet mit den festesten Vorsätzen für die Zukunft.

Unter den vielen Einzelveranstaltungen dieser Woche soll hier nur eine hervorgehoben werden, weil sie in gewisser Weise

die Aufgeschlossenheit erklärt, der der Leitgedanke dieser großen Kundgebung in allen Teilen des Landes von vornherein begegnete. In Troppau trat am 16. Februar nach jahrelanger Pause der Arbeitskreis für gesamt-schlesische Stammeskultur zu einer Tagung zusammen. Er hatte vor nunmehr anderthalb Jahrzehnten begonnen, den über die politischen Grenzen hinüberreichenden schlesischen Stammeszusammenhang zu pflegen und zu vertiefen, hatte zehn Jahre hindurch schlesische Kulturwochen - die ersten dieser Art - vor allem im Sudetenlande veranstaltet und schließlich im schlesischen Jahrbuch ein festes, seit nunmehr elf Jahren erscheinendes Organ für alle diese Bestrebungen geschaffen. Trotzdem der Arbeitskreis sich ausdrücklich von aller Tagespolitik fernhielt, unterbanden die Tschechen nach 1933 seine Kulturwochen, die auf sudetenschlesischer Seite um Patscheider tätige Gruppe wurde einem harten Prozeß und schweren Kerkerstrafen unterworfen - aber in Reichs-schlesien und im stillen auch »drüben« gewann die Überzeugung von der unbedingten Gemeinsamkeit immer neue Anhänger. Im unmittelbaren Zusammenhang mit der gesamtdeutschen Erhebung dieser Jahre reifte auch die Saat des Arbeitskreises und der alten Kulturwochen: das hat die Troppauer Tagung gezeigt.

Mit stürmischer Begeisterung antwortete die Bevölkerung dieser zweiten schlesischen Hauptstadt den Rednern des Abends, Gauamtsleiter Hartlieb=Breslau, Oberbürgermeister Dr. Kudlich=Troppau, Oberbürgermeister Dr. Fridrich=Breslau, Professor Dr. Aubin=Breslau und Professor Dr. Patscheider=München. Der Sinn der Kundgebung wie dieser ganzen gesamt-schlesischen Bestrebungen wurde von ihr voll verstanden. Er kann nicht in der bei einer solchen Feierstunde vollauf berechtigten Freude über das glücklich Erreichte allein bestehen, sondern wird gerade an einer Stätte wie Troppau zahlreiche Aufgaben in sich zu schließen haben, die bislang noch unerfüllt oder unbeachtet geblieben sind. Für ihre Erledigung muß vor allem die freundschaftliche Begegnung der beiden Städte Breslau und Troppau verheißungsvoll erscheinen, die diese Veranstaltung der Kulturwoche mit sich gebracht hat. Breslau ist die alte und anerkannte Hauptstadt Schlesiens und der erste Sammelplatz seiner geistigen und kulturellen Kräfte. Troppau ist der bewährte Vorort des ehemaligen österreichischen Anteils und die Regierungshauptstadt des Ost-sudetenslandes. Nach den Versicherungen der beiden Stadtoberhäupter werden nach dem Verschwinden der trennenden Grenze die überlieferten engen Beziehungen zwischen den beiden Städten nunmehr wieder aufleben zum Besten des ganzen Volkspfeilers und damit auch der gesamten deutschen Stellung im Osten.

Ernst Birke

\*

Der Schlesier Hans Christoph Kaergel

Vor wenigen Wochen feierte Hans Christoph Kaergel seinen 50. Geburtstag. Wir besuchten ihn an diesem 6. Februar in seinem schönen gemütvollen Heim, dem Haus Hockewanzel in Hain im Riefengebirge. Das Haus am Hochwaldrand, aus dessen Fenstern man die Kette der Riesenberge und auch die weite Ebene sehen kann, steckt voller fröhlicher, festlich ge-



stimmter Besucher. Der Hausherr und seine liebenswürdige Gattin kommen uns entgegen. Wir müssen uns in das Gästebuch eintragen, das in diesen beiden Tagen viele Namen und Glückwünsche aufgenommen hat. Dann gehen wir in das angrenzende Zimmer. Dort geht es trotz der frühen Nachmittagsstunde schon recht lustig zu. Verwandte und Freunde des Dichters sitzen zusammen, der Rheinländer Heinrich Zerkulen, Willibald Köhler aus Neisse, Alfons Hayduck aus Gleiwitz und die gesamte Hainer Trachtengruppe. Die Frauen in ihren schönen Hauben und die Männer in ihren prächtigen, gestickten Westen singen fröhliche Heimatlieder und feiern ihr neuernanntes Ehrenmitglied Kaergel, der sich für Erhaltung und Wiedererweckung schlesischen Brauchtums und schlesischer Mundartdichtung in Schrift und Wort oft und erfolgreich eingesetzt hat.

Dann führt uns Frau Kaergel in das im oberen Stockwerk gelegene Arbeitszimmer ihres Mannes und läßt uns die Geburtstagsgeschenke bewundern. Alle freien Plätze in dem mit Büchern umstandenen Raum mit dem wundervollen Ausblick auf die Riesengebirgslandschaft sind mit einer Fülle von Gaben belegt. All die Bilder, Blumen, Bücher, Telegramme und Glückwünsche sind Zeichen persönlicher Liebe und Dankbarkeit für diesen Mann, aber auch Zeichen der Dankbarkeit für den Schlesier Kaergel. Vor diesem Geburtstagstisch erkennt man, wie jemandem, der in der Reife und Höhe des Lebens angelangt ist, nun auch die Erfüllung der Mühe und Arbeit von allen Seiten seines großen Wirkungskreises zuteil wird. Da erblicken wir eine große Ansicht Striegaus, ein Geschenk der Stadt, in welcher er als Sohn eines sehr eigenwilligen Lehrers und seiner Frau, die in ihrem gütigen Verstehen so manche Härten und Fährnisse ihres Sohnes ausglich und überwand, geboren wurde. Obwohl in Kaergel das unruhige Blut seiner Vorfahren rumorte, obwohl er eigentlich Schauspieler werden wollte, ergriff er doch wie sein Vater den Lehrerberuf. Er hat ihn dann später an den Nagel gehängt und ist seiner eigentlichen Aufgabe gefolgt, er wurde freier Schriftsteller. In seinem gefamten Schaffen aber hat er immer Liebe und Treue zur Heimat gelehrt, und so kam denn am Morgen dieses 50. Geburtstages eine Abordnung aus Hain und überbrachte ihm eine schöne Ehrung. Die Schule trägt von nun an seinen Namen. Als echter Schlesier ist er oft auf Wanderschaft gegangen. So wirkte er lange Zeit in Dresden und gewann sich Freunde, die ihm nun ihre Glückwünsche und Geschenke sandten. In Sachsen galt seine Haupttätigkeit dem Auslandsdeutschtum und besonders den Sudeten- deutschen. Eine Gratulation von Gauleiter Krebs, über dessen Kampf und Leben er kürzlich ein Buch herausgegeben hat, zeugt von seiner Verbundenheit mit diesem Mann. Kaergel hat auf Vortragsreisen auch die Auslandsdeutschen in Siebenbürgen und im übrigen Südosteuropa aufgesucht, in Erkenntnis der Sendung Schlesiens als Brückenland. Sogar in Amerika hat er in den Herzen seiner Landsleute die Sehnsucht und Liebe zum deutschen Mutterland wachgerufen.

Am reichsten aber hat ihn an diesem Tage seine schlesische Heimat beschenkt, der er so viel gegeben. Da sind neben dem Bild Gauleiter Wagners die Glückwünsche der kulturpolitisch

verantwortlichen Männer, mit denen er als Landesleiter der Reichsschrifttumskammer in Berührung kommt. Da sehen wir in einem Sammelband die Grüße seiner Kameraden. Die meisten schlesischen Schriftsteller - und das sind wahrlich nicht wenige - haben ihm in ernster oder heiterer Form, in Versen oder in Prosa ihre Wünsche dargebracht. Man fühlt, wie herzlich das gemeint ist. Er hat auch hier viel geholfen und im Kampf um die Förderung und Achtung schlesischer Kunst in vorderster Linie gestanden. Für Carl Hauptmann, diesen gütigen großen Menschen und Dichter, für Hermann Stehr, der ihn nach seinem ersten Roman in den Reihen der deutschen Literatur begrüßte, und dem er seinen Dank im »Hermann-Stehr-Buch« abgestattet hat. Immer auch galt sein Wirken der Förderung gerade der jungen Begabungen und des schlesischen Volkstums, so der schlesischen Mundartdichtung, wovon das »August-Lichter-Buch« Zeugnis ablegt.

Es ist selbstverständlich, daß unter den Schenkenden das Riesengebirge mit seinen Künstlern besonders zahlreich vertreten ist. Hier ist er ja nun endgültig festhaft geworden.

Wir setzen uns in das Bauernstübel zu einem Glas Wein mit Kaergel. Bald aber rufen ihn seine Hausherrnpflichten nach oben, und wir kommen mit Heinrich Zerkulen in ein Gespräch über Werk und Persönlichkeit des Geburtstagskindes. Man kann Kaergel nicht so einfach in diese oder jene Rubrik einreihen, ihn beispielsweise als Epiker oder Dramatiker abstempeln. Gewiß, er hat eine große Anzahl von Romanen geschaffen: »Des Heilands zweites Gesicht«, »Das Marienwunder«, »Heinrich Budschick«, »Ein Mann stellt sich dem Schicksal«, »Die Heimat ruft«, »Atem der Berge«, »Einer unter Millionen«, »Gottstein und sein Himmelreich«. Daneben steht mancher Band Novellen. Aber ebenso reich ist auch sein dramatisches Schaffen: »Andreas Hollmann«, »Hockewanzel«, »Rübezahl«, »Hans von Schweinichen« seien hier nur genannt. Zerkulen macht uns darauf aufmerksam, daß Kaergels dramatische Begabung auch in seinen epischen Werken zutage tritt. Ganze Szenen in manchen Romanen verlangen nach der Bühne in ihrem spannungsgeladenen Dialog, in der Knappheit der Sprache. Trotzdem aber werden die Grenzen zwischen Epik und Dramatik niemals verwischt. Es ist nur so, daß bei Kaergel beide Formen dichterischen Schaffens aus einer gemeinsamen Wurzel kommen, aus seinem ursprünglichen Vermögen, innerste Triebkräfte des menschlichen Charakters zu erkennen und darzustellen, wie sich aus ihnen Schicksal und Umwelt formt.

Fragen wir nun weiter, welcher Menschentyp bevorzugt dargestellt wird, so müssen wir wiederum einsehen, daß eine schematische Einteilung unmöglich ist.

Der Bauer und der Arbeiter, Dorf und Stadt, Künstler und Ärzte, Kinder und Greise erfüllen ihr Geschick in seinen Büchern. Und sie leben in den Bergen oder in der Ebene, in den Städten oder im kleinen abseitigen Dorf. Wir wandern mit dem Landstreicher durch sein ungestetes, getriebenes Leben und erfahren den Stolz und die Festigkeit des alteingesessenen Bauern; die Fragen und Probleme des pulsernden Lebens unserer Zeit werden behandelt wie die Erlebnisse einer schon legendären Gestalt, des Wenzel Hocke. Andreas Hollmann



kämpft als Sudetendeutscher für sein Volkstum, und Rübezahl erscheint vor unseren Augen.

Stoff- und Formenkreis sind bei Kaergel sehr umfangreich und einer beengenden und einseitigen Auswahl unterworfen. Das heißt, daß seine Empfängnisfähigkeit für die mannigfachsten Eindrücke sehr groß, seine Gefühle- und Gedankenwelt vielseitig und sein Interesse leicht erregbar ist. Dem entspricht andererseits ein starker Bildungs- und Gestaltungsdrang, der diesen Reichtum an Stoffen und Gesichtern in eine festgefügte Formenwelt bringt.

Damit soll gesagt werden, daß ein Heimatdichter - denn ein solcher ist Kaergel - durchaus nichts von Beengtheit und Begrenztheit an sich haben muß, sondern daß diese Bezeichnung, darüber hinaus, daß Heimat für jeden Künstler selbstverständliche Voraussetzung und Grundkraft des Schaffens darstellt, ein Ehrentitel ist.

In jeder Zeile von Kaergels Werk, in jedem Landschaftsbild und noch in der unwesentlichsten Gestalt ist Schlesien. Selbst in seinem Amerikabuch will er weiter nichts geben als schlesische Art des Schauens und Urteilens. Das ist gewollte und erkannte Bescheidung und zusammenhaltende Klammer dieses weiträumigen und vielgeformten Schaffens.

Wenn wir auch damit einen Angelpunkt für die Beurteilung gefunden haben, so kann das noch nicht genügen, um diese Persönlichkeit wesentlich gegenüber anderen abzugrenzen.

Kaergel, sagt man, sei stark von Stehr beeinflusst. Seine Diktion, Darstellungsart, das seelische Gefüge seiner Gestalten entspringe dem gleichen Schaffensquell. Ich glaube aber, daß über Zufälligkeiten des Stiles hinaus, Stehr und Kaergel durch eine Gemeinsamkeit verbunden sind, die spezifisch schlesischer Natur ist und in der Kulturgeschichte unserer Heimat auch gemeinsame geistige Vorfahren aufweist. Man braucht dabei nicht immer nur an Angelus Silesius, an Jakob Böhme zu denken; es handelt sich hier um einen Wesenszug unseres Stammes, der mehr oder weniger allen seinen schöpferischen Naturen zu eigen ist. Den mag man nun mystisch, vergrübelt, dem innersten Bereich der Seele zugewandt nennen, mag vom faustischen Drang sprechen, der durch den schlesischen Menschen seine eigenartige abgewandelte Tönung erhalten hat. Wir wissen, daß die deutsche Kultur durch dieses Schlesien eine wesentliche, nicht mehr wegzudenkende Bereicherung erfahren hat. Kaergels Denken und Fühlen kreist um dieses Gotteserlebnis. Irgendwie ist es in allen seinen Werken. Seine Menschen ringen darum und seine Landschaftsschilderungen sind Ausdruck und Offenbarung dieses Gottes. Von der Dumpfheit des Getriebenseins vom Schicksal, wo wir noch das böse Walten unterirdischer Mächte zu spüren vermeinen, bis zur hellen Klarheit des Erkennens im Gespräch zwischen Freunden, im tiefsten Erfühlen zwischen Mann und Frau will er uns diesen Gott zeigen. Aber - und das ist bezeichnend für ihn - er verbohrt sich nicht dabei, vergrübelt sich nie, sondern führt die verschlungenen Geschicke seiner Menschen stets zu einer befreienden Lösung. Alle seine Schöpfungen sind nun Stationen einer stetigen und ununterbrochenen Entwicklung. Einer Entwicklung, die zunehmend zu klareren Ergebnissen, zur helleren Bewußtheit führt. Schlacken aller

Art haben sich so in den Jahren des Schaffens gelöst, unwesentliche Bindungen auch konfessioneller Art sind gefallen, und wir haben schließlich in seinem »Gottstein« ein sehr reifes Werk vor uns, in dem Klarheit des Denkens und seelische Tiefe harmonisch zusammenklingen. Dieses Werk ist wohl auch Kaergels Dank an das Riesengebirge und der Ausdruck seiner Liebe für dieses schlesische Land.

Wir besitzen gerade in unserer Gegenwart sehr viele schlesische Schriftsteller, die für sich die Bezeichnung Heimatdichter beanspruchen können. Sie besingen die Vielfalt der schlesischen Landschaft und die Verschiedenartigkeit ihrer Menschen: die Wucht des Riesengebirges, die Stille unserer Heide, das Waldenburger Bergland, die Schönheit der Graffchaft und die Eigenart des ober-schlesischen Industriegebietes. Jede dieser Landschaften besitzt ihre eigene Gesetzmäßigkeit in Struktur, Aufbau und innerem Gehalt, jede von ihnen gibt ihren Bewohnern bestimmte Prägung. Deshalb besitzt auch unsere Dichtung so viele Gesichter.

Bei Kaergel finden wir als Schauplätze der Handlung die meisten dieser Landschaften wieder. Die Riesenberge und das Sudetenland, die Heide und die Waldenburger Berge, immer erfaßt aus ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit, aber zusammenklingend zu einer großen schlesischen Sinfonie.

Und vor allem: er ist nicht nur der Enkel schlesischer Mystiker und Gottfucher, er erfüllt auch die politische, die Grenzlandfendung des Schlesiers. Der »Andreas Hollmann«, »Hockewanzel«, »Einer unter Millionen«, »Die Heimat ruft«, das sind Kampfschriften zugleich, die ihn in den Reihen der Hohlbaum, Pleyer, Scholz und Rothacker marschieren lassen.

Er hat sich mit seiner Waffe, mit seinem Werk für die Sudetendeutschen eingesetzt, er hat den Kampf um Oberschlesien mitgekämpft. Man kann sagen, daß jedes seiner Bücher auch ein Kampfbuch ist, und sei es rein stofflich vielleicht unpolitisch. Er hat die Synthese zwischen der Innerlichkeit des Schlesiers, die den seelischen Bezirken zugewandt ist, und der kämpferischen, durchaus diesseitigen Haltung gefunden. Vollzogen wird diese Synthese durch eine freudige und innige Liebe zur Heimat, die in der Vielgestaltigkeit dieses schlesischen Landes das große weite Deutschland umfaßt.

Das kann nur ein Mensch fertigbringen, der charakterlich und in seinem äußeren Leben die beiden Wesenszüge des Schlesiers vereinigt. Der immer aktiv und einfaßbereit im politischen und kulturellen Leben seinen Mann stellt, der einen großen Freundes- und Bekanntenkreis um sich vereinigt und Anregungen überall gibt, wo er hinkommt. Der dabei aber sein dichterisches und denkerisches Werk stetig und unbeirrt vorwärtsbringt, schöpfend aus den geheimsten Kräften der Seele. Wir freuen uns, einen solch warmherzigen Menschen unter uns zu wissen.

Es ist spät geworden in der Bauernstube, und nur der Schnee am Hang vor dem Fenster erfüllt den Raum mit ungewissem Licht. Wir müssen an die Heimfahrt denken. Als uns dann später Breslaus Mauern wieder aufnehmen, denken wir mit Freude an diesen Tag im Hause Hockewanzel zurück, an den Schlesier Hans Christoph Kaergel.

Dr. Fritz Schade.



## MUSIK

### Oper und Musik in Breslau

Erst die Gaukulturwoche vom 11. bis 18. Februar gab der Oper den besonderen Anlaß, mit einer den bisherigen Repertoirebetrieb übersteigenden Neuerfindung die Diskussion und das lebendige Interesse an ihrem Institut anzuregen. Und sie tat dies gleich mit einem durch seine Problematik und merkwürdige Eigenart absonderlichen Werke. Als Festvorstellung zu dieser Kulturwoche hatte sie Rudolf Wagner-Regenys neueste Oper »Die Bürger von Calais« gewählt, und in einem nur vierzehntägigen Abstand von der Uraufführung in der Berliner Staatsoper schon äußerlich ihr Bemühen um eine Aktualisierung unseres Spielplanes gekennzeichnet. Das Werk des jungen Siebenbürgendeutschen hatte schon in Berlin eine sehr kritische Aufnahme erfahren, und fand auch hier in der Zweispältigkeit seiner stilistischen Haltung, in der Einfarbigkeit der Stimmung und der undramatischen Leblosigkeit nur eine sehr bedingte Zustimmung. Das Werk versucht zweifellos der weiteren Entwicklung unserer musikdramatischen Kunst neue Wege und Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen, und unter diesem Blickpunkt regt das Werk unmittelbar zu Betrachtungen und Überlegungen, aber zu keiner Entscheidung an. Das hohe ethische Thema vaterländischer Gesinnung, das die bekannte geschichtliche Überlieferung von dem Opfergang der Bürger von Calais nach dem heldenmütigen Ausharren während der Belagerung durch die Engländer in sich trägt, wird hier in betrachtender epischer Breite ohne jede innere dramatische Bewegtheit gestaltet. Es gäbe Möglichkeiten zu einer gegenfälligen Konfliktschürzung in der Betonung des Gemeinschaftswillens gegenüber dem sinnlosen und ergebnislosen Wollen des einzelnen, wie es in den beiden Gestalten der Frau des Kommandanten Cornelia und Joseph von Wissant personifiziert ist. Das gedanklich sehr schwer und fast mit symbolischer Dunkelheit sich gebende Textbuch von Caspar Neher bietet von sich aus dazu keine Gelegenheit. Die Personen betrachten ihr Tun und Wollen und sprechen darüber ohne jede dramatische Spannung. Die Dichtung ist in einer drückenden Stimmung gehalten, und nur einige Lichtpunkte, wie die Begegnung Cornelias mit der englischen Königin und die Episode mit den beiden englischen Kriegern leuchten vereinzelt aus der Gesamtschönheit heraus. Die Rolle des Chores, der hier wieder als durchaus selbständiger Faktor auftritt, erinnert wieder an die Haltung des alten klassischen Dramas der Griechen. Die Dichtung hat einen fast lehrhaft dogmatischen Charakter, der dem Gesetz eines Opernbuches nicht entspricht. Zu dem Ethos des Buches scheint die Musik von

Rudolf Wagner-Regeny im Gegensatz zu stehen. Er kehrt rein äußerlich zu der alten Nummerneinteilung zurück, ja läßt sogar unmittelbar ohne jeden erkennbaren Anlaß ganze Strecken sprechen. Den absoluten Modernitätswillen zeigt die Musik mit ihrem ausgesprochen rhythmischen Charakter. Jeweils bestimmt ein bevorstehendes rhythmisches Motiv, teilweise sogar modernster Faktur den Ausdruck des einzelnen Bildes. Die Gesangsstimme ist dagegen mehr deklamatorisch gehalten, es gibt keine ausgeprägte Motivmelodik, und nur die Rolle der Cornelia zeigt eine dynamisch weitgeschwungene Linie. Formal werden häufig die alten Gesetze der Fugentechnik und des Ricercars angewandt. So wird auch musikalisch der Versuch gemacht, alte und neue Formen- und Ausdruckselemente zu einer Einheit zusammenzufügen. Sehr eindrucksvoll sind manche Chöre gestaltet.

Unsere Oper nahm sich mit großer künstlerischer Gewissenhaftigkeit dieses zwiespältigen problematischen Werkes an und wurde seiner Eigenarten mit größter Aufmerksamkeit und sicherer Einstellung gerecht. Der plötzliche personelle Wechsel in der Spielleitung, es wurde für den ausgeschiedenen Oberspielleiter Heinrich Köhler-Helfrich Dr. Erwin Falkenberg als Gast von der Berliner Staatsoper geholt, tat der Geschlossenheit der Aufführung keinen Schaden. Die Regie Falkenberg war auf eine strenge objektive Stilisierung des Szenischen abgestellt und konsequent durchgeführt, mit äußerster Sparsamkeit der Lauf- und Ausdrucksbewegungen sowohl des Chores, wie der Einzelpersonen. Die lastende Stimmung wurde dadurch noch ungeheuer verstärkt. Die Bühnenbilder Prof. Wildermanns paßten sich ebenfalls der Stimmung an, nur das zweite hat mit seinem weiten Blick in die Landschaft einen befreienderen Atem. Generalmusikdirektor Philipp Wüst erfaßte die rhythmischen Ausdruckswerte der Musik mit sicherem Gefühl, und ein besonderes Verdienst erwarb sich wieder Chordirektor Justus Debelak um die ausgezeichnet kultiviert singenden Chöre. Von den Hauptdarstellern sind die mit Stilgefühl und Musikalität sich einfügenden Damen Lise Lotz Ammermann, Lisa Walter, Herma Kaltner sowie die Herren Carl Erich Ohlhaw und Hans Wirth besonders zu nennen.

An Repertoirewerken hat die Oper Mozarts »Zauberflöte« in ihrer alten bekannten Gestalt wieder aufgenommen. Ausgezeichnet war die musikalische Betreuung durch Kapellmeister Schmidt-Belden, der alle Kostbarkeiten dieser Musik mit feiner Hand zum Klingen brachte. Lisa Walter als Pamina ist vor allem im Musikalischen sehr stark. Erich Kunz als Papageno sang sehr schön, spielte sich aber schon bis an die Grenze des Komischen hin. Werner Mäckel, Elisabeth Weißbach, Margarete Kalz und Hans Kicinski sind ebenfalls hervorzuheben. Die »Kulturwoche des gesamt-schlesischen Raumes« brachte

**Pflegt  
Hausmusik!**

Sie verschafft  
Ihnen die  
schönsten Stunden

**J. Grospietsch**

Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 22, Ecke Neue Taschenstraße  
Fernruf 201 36 · Bequeme Teilzahlungen

Reichste Auswahl in  
**Pianos, Flügeln  
Harmoniums**

Für jeden  
das passende Instrument



# flügel-Pianos

Alleinvertretung  
Grotian-Steinweg  
August Förster

**Heinrich Pischner**

Breslau 2 / Neudorfstraße 33

einige Konzerte, die vor allem unsere Komponisten der Gegenwart und Vergangenheit berücksichtigten. Die Schlesische Philharmonie eröffnete den Reigen mit einem Festkonzert unter Generalmusikdirektor Philipp Wüßt, an dem zunächst die Erstaufführung einer »Rhapsodie für Orgel und Orchester« von Johannes Rietz, dem derzeitigen Chordirigenten des Breslauer Senders interessierte. Das Werk fand schon bei seiner Uraufführung auf den Düsseldorf Reichsmusiktagen im vorigen Jahre Anerkennung. Großzügigkeit, Pathos und Virtuosität sind wohl die hervorstechendsten Merkmale dieser Musik, die ja in ihrem Charakter nach keiner Form sucht, sondern rein festlicher Ausdruck sein will. Das Werk wurde von Walter Drwenski aus Berlin gespielt. Schön war es, daß sich bei dieser Gelegenheit Wüßt zu Richard Weß mit der Aufführung der zweiten Sinfonie bekannte. Weß stand überhaupt auch außerhalb Breslaus während der Kulturwoche in vielen Konzerten im Vordergrund der Beachtung. Schließlich spielte noch Professor Franz Langer aus Prag Beethovens c-moll-Klavierkonzert. Eine schöne Übersicht über die musikalische Schöpferkraft Schlesiens gab das Collegium musicum der Universität mit einem Konzert »500 Jahre schlesisches Musikschaffen«. Von Nucus bis zu Strecke und Bialas in der Gegenwart, dazu Sätze aus dem Glogauer Liederbuch, von Thomas Stoltz und Gregor Lange musizierte der gut geschulte Chor unter Gerhard Friedrich. Und noch einen weiteren Beitrag zum heimatlichen Musikschaffen gab die Schlesische Landesmusikschule mit einem Konzert ihrer Kräfte mit Werken von Hermann Buchal, E. A. Voelkel, Hans Zielowsky, Lieder und Kammermusik, sowie Klavierkompositionen junger schöpferischer Kräfte von Günther Auras und Walter Mücke. In den Rahmen der Kulturwoche gehörten noch einige Werkkonzerte und schließlich auch die Darbietungen schlesischer Volksmusik in Liedern und Tänzen bei dem Volkstumsabend »Fröhliches Schlesien«, in der Jahrhunderthalle, mit dem diese Kulturwoche als Bekenntnis zu heimatlicher Sitte und Brauch abschloß.

Der aus der alten Breslauer Singakademie hervorgegangene und neu aufgebaute »Philharmonische Chor« trat erstmalig in der Reihe der großen Philharmoniekonzerte unter Generalmusikdirektor Philipp Wüßt mit dem berühmten »Requiem« von Verdi in Erscheinung, und repräsentierte sich als ein bedeutender Klangkörper, dem noch die weitere Übungsarbeit den endgültigen Zusammenschluß im Klang geben wird. Die



## Bärbel-Kleider

Die neuen Modelle sind da!

**WILLIAM KRAMER**

SCHWEIDNITZER STR. 38/40

Aufführung selber wurde dem leidenschaftlichen Ausdruck des Werkes unter der temperamentvollen Leitung Wüsts in seiner ganzen Größe gerecht. In dem dritten Kammerfioniekonzert brachte Wüßt erstmalig das Duo für Violine und Violoncello mit Orchester, op. 43, von Hans Pfitner zur Aufführung, dessen romantische melodie- und klanggefättigte Innigkeit einen starken Eindruck hinterließ. Es wurde von den Konzertmeistern Franz Schärer und Albert Müller-Stahlberg meisterhaft wiedergegeben. Prof. Hermann Behr setzte sich in seinem Volksfioniekonzert für das Schaffen des Berliner Komponisten und Lehrers an der Hochschule Artur Kusterer ein. Der Komponist dirigierte selbst erstmalig hier seine Orchesterfuite, die von einem frischen unproblematischen Musiziergeist belebt ist. Bemerkenswert war ein historisches Konzert des Hochschulchores der Universität unter der Leitung von Dr. Heribert Ringmann mit Werken des altitalienischen, vorhändelschen Meisters Carissimi. Ein Nordischer Abend der Nordischen Gesellschaft brachte einen interessanten Vortrag von Prof. Wieth-Knudsen mit einem Überblick über den gegenwärtigen Stand der Musik in den nordischen Ländern, der mit Liedern und Kammermusik, vor allem einem Streichquartett des Vortragenden in bester Darbietung durch die Altistin Marianne Ruths und das Hennig-Quartett ergänzt wurde. Eine reizvolle Besonderheit bot Gerhard Zeggert in der kleinen stimmungsvollen Christophori-Kirche mit Werken aus der Gotik und Frührenaissance, Solistenkonzerte von Domgraf-Faßbaender, Annelies Kupper, Adelheid Zur, Rudolf Hauck, ein ausgezeichnete Kammermusikabend des Quartetto di Roma, Carola Behr sowie ein Tanzabend von Harald Kreuzberg waren vielbeachtete künstlerische Ereignisse des letzten Monats.

Dr. Joachim Herrmann.

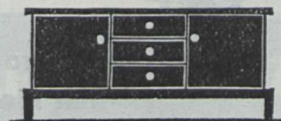
## THEATER

Das Breslauer Schauspielhaus ist, das können wir ihm bestätigen, ehrlich darum bemüht, dem Theaterpublikum erheiternde und erbauende Stunden zu vermitteln.

Da feierte kürzlich Franz und Paul Schönthans immer wieder zündender Schwank »Der Raub der Sabinerinnen« vor ausverkauftem Hause eine fröhliche Auf-

**Heinrich Hauswalt** Möbel, Innenausbau

Werkstätten u. Ausstellungsräume: Breslau, Salzstraße 35





erfegung. Es sind vor allem die einfach prächtig gezeichneten Figuren dieses Stückes, die stets von neuem zu herzlichem Gelächter und vergnügtem Schmunzeln Anlaß geben. Unter der bewährten Leitung von Werner Jantsch wurde flott gespielt, ohne daß die Darsteller dabei, wie es bei einem Schwank nur allzu häufig vorkommt, in Übertreibungen verfielen. Die Verfasser sind gute Menschenkennner: aus jeder Rolle ihres Stückes spricht feiner Sinn für Humor und manches Wissen um menschliche Unzulänglichkeit. Werner Jantsch hatte den Schwank flott und wirkungsvoll inszeniert. Der Rolle des Striese, des Direktors der kleinen Wanderschmiederei, verstand Bruno Harprecht so viel lustige und komische Züge abzugewinnen, daß das Haus buchstäblich aus dem Lachen nicht mehr herauskam. Nicht minder gut gezeichnet war die Rolle des leichtverkalkten und vertrottelten Gelehrten, die von Josef Müller dargestellt wurde. Zielberaubt und energisch trat uns Elisabeth Horn als Professorengattin entgegen. Als derber Küchendragoner entzückte Käte Habel-Reimers durch ihr frisches, lebhaftes Spiel. Ein wenig täppisch und wohlbeleibt stampfte Josef Pretenthaler als Weinhändler über die Bretter. In den Nebenrollen boten Werner Jantsch als Doktor Neumeister, Grete Kretschmer als feine Frau und Helga Steffen bemerkenswerte schauspielerische Leistungen.

Trotz mancher Für und Wider, trotz vieler Einwände und Bedenken, die immer wieder von berufener und unberufener Seite gegen Schillers »Fiesko« geltend gemacht werden, hat das Drama Schillers auch heute nichts von seinem mitreißendem, revolutionären Schwung eingebüßt. Auch gelegentliches Pathos und Theatralik können darüber hinwegtäuschen, daß hier ein Großer unseres Volkes sich mit der ganzen Leidenschaft seines jungen, übervollen Herzens für die höchsten Ideale einsetzt. Gewiß, dieses Schauspiel atmet noch nicht den Geist und die Reife der späteren Werke, dafür findet es aber durch den Schwung der Sprache um so schneller den Weg zum Herzen der Menschen.

In der Neuinszenierung des »Fiesko« ist es Kurt Hoffmann durch straffe Zusammenfassung und sinngemäße Streichungen gelungen, den lebendigen Atem der von dem Schillerschen Trauerspiel ausgeht, wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Durch geschickten Szenenwechsel hat er es verstanden, die Handlung von jeder störenden Zerrissenheit zu befreien und

sie flott und reibungslos abrollen zu lassen. Die ausgezeichneten Bühnenbilder und Kostümentwürfe Heinz Hoffmanns verliehen dem Drama den zeitgemäßen Hintergrund.

Im Mittelpunkt der Handlung standen die beiden großen Gegenspieler, Fiesko und Verrina, von Gerhard Just und Franz Michael Alland geradezu meisterhaft gestaltet. Aalglatt und geschmeidig, listig und verschlagen, so sahen wir Kurt Hoffmann als Mohren Muley Hassan über die Bühne geistern. Eine wohl abgewogene, schauspielerische Leistung bot Josef Müller als Andreas Doria. Brutal und despotisch erlebten wir Otto Nisßl als Gianettini Doria, der schließlich dem Dolch der Rache zum Opfer fällt.

Die Frauenrollen verblaßten dem Willen des Dichters entsprechend in diesem Drama neben den männlichen Darstellern. Eva Fiebig traf ausgezeichnet die gefällsüchtige, charakterlose Julia, Dorias Schwester. Ihre Gegenspielerin, Lore Hanfen, fand nicht immer den rechten Ausdruck für die willenlose, nur schemenhaft gezeichnete Gattin Fieskos.

Der Beifall steigerte sich bis zum Schluß zu einem herzlichen Dank an alle Mitwirkenden dieser erhebenden Neuaufführung. Im Rahmen der Kulturwoche des gesamtchlesischen Raumes wurde Hermann Heinz Ortner's neues Schauspiel »Isabella von Spanien« mit großem Erfolg uraufgeführt, das in seiner dramatischen Gestaltung und Bühnenwirkung an beste deutsche Theaterkunst anknüpft.

Der Dichter der Ostmark hat sich mit seinem jüngsten Werk zum ersten Male für ein historisches Drama entschieden, das sich mit Problemen auseinandersetzt, die heute wie ehemals bedeutsam und aktuell sind. Eine dramatische Epoche der Weltgeschichte, das Werden des spanischen Weltreiches regte Ortner zur dramatischen Gestaltung an. Es ist jene Zeit, in der Isabella, Königin von Kastilien, Spanien innerlich festigte und zu einem von fremden Einflüssen unabhängigen Nationalstaat emporführte. An Stelle des Entdeckers Antillas (Amerikas) setzte der Dichter in seinem Drama eine frei erfundene Person, den jungen abenteuerlustigen glühenden Patrioten, Sanchez de Carera. Dieser junge Feuergeist will nun die neu entdeckte Welt seiner Königin zu Füßen legen. Er verstrickt sich schließlich im Kampfe gegen kirchliche Dogmen in die Netze der Inquisition, der verderblichen Institution des politischen Katholizismus, mit deren Hilfe



Geschw. **Hoенiger** Breslau 13

Wer sein Büro gut eingerichtet,  
hat nie auf „Hoенiger“ verzichtet . . . !

**BÜROMÖBEL**  
**BÜROMASCHINEN**  
**BÜROBEDARF**



Rom jeden Widersacher und Andersdenkenden auf flammendem Scheiterhaufen ins Jenseits beförderte. Sanchez Freitod wird zum Fanal im Kampfe für die politische Freiheit Spaniens, in dem schließlich der Staat den Sieg über die Kirche davon trägt.

Ortner's Schauspiel ist von der ersten bis zur letzten Szene mit höchster dramatischer Spannung geladen. Die einzelnen Szenen des Dramas sind gut gestaltet, der Dialog geschliffen und ohne Längen. Das Stück, das hohe dichterische Begabung erkennen läßt, wird, dessen sind wir gewiß, bald seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen antreten.

Werner Jantsch hatte bei der Inszenierung geschickt die krassen Gegenläufe im wechselseitigen Spiel der politischen Kräfte herausgearbeitet. Besonders eindrucksvoll wirkten dabei die Szenen vor dem spanischen Thronrat und vor dem Inquisitions-tribunal. Kurt von Müllmann als Gast hatte wirkfame Bühnenbilder geschaffen, die einen guten Rahmen für die spannende Handlung abgaben.

Die Darstellung paßte sich in jeder Beziehung der ausgezeichneten Inszenierung an. Die darstellerischen Höhepunkte: In der Titelrolle Eva Fiebig, voller Würde und majestätischer Hoheit, eine Königin von Format. Ganz ausgezeichnet wieder Gerhard Just als König Ferdinand, grausam und rachsüchtig, heimtückisch und voller innerer Zwiespältigkeit. Fred Döderlein als Gast spielte die Rolle des Sanchez, des begeisterten, vaterlandsliebenden Idealisten, mit der ganzen Frische seiner Erscheinung. Ganz prächtig gezeichnet die Person des Inquisitors Torquemada, die Otto Nißl, hervorragend in Spiel und Maske, zur Darstellung brachte. Bruno Harprecht spielte den Kardinal und Staatskanzler voll Würde und staatsmännischer Klugheit. Von den übrigen Darstellern seien noch Lore Hanfen, Josef Pretenthaler, Edgar Schwabe, Armas Sten Fühler, Werner Jantsch und Louis Oswald besonders hervorgehoben. Das vollbesetzte Haus dankte mit starkem Beifall für die überaus gelungene Aufführung.

Herbert Lindner

## F I L M

Von zwei Filmen ist zu berichten, die sich herausheben aus der großen Zahl der schlesischen Erstaufführungen der letzten Wochen. Saubere Regie und Darstellung, Stoffwahl und dichterische Gestaltung gaben diesen beiden Filmen ihr besonderes Gewicht.

Im Rahmen der Kulturwoche des gesamt-schlesischen Raumes lief der Bavaria-Film

### »13 Mann und eine Kanone«

erstmalig in Breslau an, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade dieser Film anlässlich der schlesischen Gaukulturwoche gezeigt wurde; er berichtet vom heldischen Einsatz deutscher Soldaten in den entscheidenden Weltkriegskämpfen

## J. Max und Comp.

Inhaber: Ewald Wellmann  
Breslau 5, Neue Schweidnitzer Straße 2

Buchhandlung / Moderne Leihbücherei

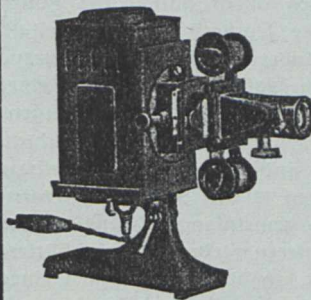
## Tanzschule

Frau Else Gebel

Neue Kurse  
beginnen  
nach Ostern!

jetzt Breslau, Museumplatz 5 • Fernruf 410 50

## Aufnahme-Apparate für Kleinbild-Photographie



**Projektoren**  
zur Vorführung von  
Bildbändern und Farben-  
Photos von eigenen  
A u f n a h m e n

**Bildbänder**  
zur Belehrung und Unter-  
haltung in großer Aus-  
wahl. — Fachmännische  
Bedienung. — Bequeme

Zahlungsbedingungen. — Ausführl. Listen auf Wunsch.

## Fischer & Comp.

Das große Photo- und Kino-Haus

Breslau 1, Alte Taschenstraße 25, Fernruf 266 44

## Privatschule für Kautschrift und Maschinenschreiben

Ella Hildebrandt

Alte Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 213 05

Rhischee **KÖHLER & LORENZ**

BRESLAU 1 • KUPFERSCHMIEDESTR. 41 • RUF: 514 24



## Ihre Bücher und Zeitschriften

liefert schnellstens auch ins Haus

**Alfred Marquart**

Breslau 1, Poststraße 1, Ruf 58809 / Kataloge frei!

im Osten. Denn wie viele Schlesier mögen damals, im Sommer 1916, im Abschnitt von Baranowitzki gestanden haben, ein-  
satzbereit, um die beabsichtigte große russische Offensive auf-  
zuhalten. Die Kampfhandlungen im dortigen Abschnitt bilden  
den Hintergrund für diesen Film, der von dem stillen, pflicht-  
getreuen Heldentum eines Dutzends deutscher Kanoniere  
berichtet, von den »13 Mann und einer Kanone«. Diese Kanone  
ist es, die für kurze Zeit Weltgeschichte macht, denn es ist  
eines der geheimnisvollen Langrohrgeschütze, die, in jenen  
Monaten an verschiedenen Stellen der deutschen Front plötzlich  
eingesetzt, die Offensivvorbereitungen des Feindes empfindlich  
zu stören vermochten. Gegen feindliche Fliegerflotten gut  
getarnt, schwebt ein gewisses geheimnisvolles Dunkel um  
diese Kanone, das noch verstärkt wird durch die Tatsache, daß  
die Stellung dieses Feldgeschützes durch militärische Posten  
im weiten Umkreis gegen die Blicke Neugieriger abgeriegelt ist.  
So erwächst schon aus diesen äußeren Bedingungen heraus  
unter den 13 Mann eine enge Kameradschaft, die plötzlich einer  
harten Bewährungsprobe unterworfen wird in dem Augen-  
blick, als nach einem feindlichen Feuerüberfall das so geschickt  
getarnte Geschütz vernichtet wird und auf allen der furchtbare  
Verdacht lastet, daß einer von den 13 den Standort verraten  
haben muß. Aber in dieser gemeinsamen Gewissensnot  
offenbart sich unter den 13 Kanonieren wieder der unerschütter-  
liche Glaube an die Gemeinschaft, an die Anständigkeit eines  
jeden unter ihnen, der noch gestärkt wird durch die Haltung  
des Kompanieführers, der seine Männer kennt und keinem  
von ihnen der Verrat zutraut. Einem Kommissar der Feld-  
polizei gelingt es schließlich, das Geheimnis um den Verrat  
zu lüften; die 13, die sich selbst von jeder Schuld frei wußten,  
sind nun auch durch die Beweiskraft der Tatsache von jeder  
Schuld freigesprochen. So klingt dieser Film, der eine Häufung  
von Spannungen und dramatischen Konflikten brachte, mit  
einem hellen Schlußakkord aus. Man hat diesen Film »den  
Film der deutschen Artillerie« genannt, und der Berichterstatter  
muß am Rande vermerken, daß es wirklich der erste deutsche  
Film ist, in dessen Mittelpunkt die kleinen, und in ihrer  
stillen Pflichterfüllung doch großen Schicksale unbekannter  
deutscher Kanoniere stehen.

Aus der jüngsten Gegenwart wählt der zweite Film

»Im Namen des Volkes«

feinen Stoff. Als in jener Mordnacht von Leiferde der jüdische  
Verbrecher Schlesinger durch einen Eisenbahnanschlag zahl-  
reiche Familien ihrer Angehörigen, Kinder ihrer Eltern  
beraubte, da fand sich ein Systemgericht, daß den Juden, der  
nach deutschem Rechtsgefühl seinen Kopf verwirkt hatte, als  
»Opfer seines Milieus« auf einige Jahre hinter Kerkermauern  
einschloß.

# Schönhals Klischees

Breslau 1, Reuschestraße 51 • Fernsprecher 56844/45

Der nationalsozialistische Staat hat von Anfang an keinen  
Zweifel darüber gelassen, daß er mit Verbrechern, die nach  
dem Vorbild jüdischer und amerikanischer Banditen das Leben  
ihrer Mitmenschen mißachten, »im Namen des deutschen  
Volkes« kurzen und radikalen Prozeß macht. Dem Gesetz,  
das für Menschenraub die Todesstrafe vorsieht, folgte im Juni  
vorigen Jahres das »Gesetz gegen Autofallen«, das den mit  
dem Tode bestraft, der in räuberischer Absicht eine Autofalle  
stellt.

In dieses Milieu leuchtet der Film »Im Namen des Volkes«  
hinein, er berichtet vom Kampf der Polizei gegen Auto-  
banditen, vom rücksichtslosen Kampf gegen das Gangstertum  
schlechthin, bei dem fast immer der Verbrecher in Kürze auf  
der Streck bleibt. Dieser Film läßt uns diese Etappen des  
Kampfes gegen das Verbrechertum in einer breiten Realistik,  
die vielleicht nichts für übererfahrene Naturen ist, miterleben;  
aber hier geht es nicht um Nuancen, mit einer brutalen  
Offenheit soll dieser Film aufklären und abschrecken. Wir  
haben in der letzten Zeit eine Hochflut von Kriminalfilmen  
über uns ergehen lassen müssen, von der Kriminalgroteske  
angefangen bis zum sogenannten Kriminalchlager, dessen  
inhaltliche Dürre man dem Publikum dadurch schmackhafter  
machen wollte, daß man die Handlung in südlicheren Breiten  
verlegte. Im Grunde genommen blieb es aber nur bei zwei  
ernsthaften und geglückten Versuchen: der eine war der Film  
»Mordfische Holm«, der mit Unterstützung der Kriminalpolizei  
gedreht mit dem nötigen Ernst an die Dinge heranging,  
der zweite ist dieser neue Film »Im Namen des Volkes«.

Helmut Wagner

**Geschäftliches** (außer Verantwortung der Schriftleitung)

Unserer heutigen Ausgabe liegt ein Prospekt der Musikalienhandlung Konrad  
Littmann Breslau 1, Schmiedebrücke 29, bei, den wir unseren Lesern  
zur Beachtung empfehlen.

### Schlesische Monatshefte

Mitteilungsblatt der Deutschen Arbeitsfront, NS.-G. »Kraft durch Freude«  
Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau  
Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz  
Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstr. 4. Klischees: Ankarstrand, Breslau  
Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schrift-  
leitung Breslau 5, Sonnenstraße 12. Für unverlangt eingefandte Manuskripte  
und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rücksendung kann  
nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM. zuzüglich 6 Rpf.  
Bestellgeld monatlich. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei  
jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monats-  
hefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postfachkonto Breslau 748 22, Fernsprecher  
Nr. 525 51 und 525 55). Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100,- RM.  
Preisliste 6. D.-A.: IV. Vierteljahr 1938: 3033. Verantwortlicher Anzeigen-  
leiter: Walter Gehrke, Breslau.











